1,70 DM / Band 360
Schweiz Fr 1,80 / Österr. S 13,-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Die Rache des Kopflosen

Frankreich F 5,50 / Italien L 1400 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 110



Die Rache des Kopflosen

John Sinclair Nr. 360

von Jason Dark

erschienen am 28.05.1985

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Die Rache des Kopflosen

Das Gesicht des Mannes war schmerzgepeinigt, als er das Richtschwert hob und auf den Delinquenten starrte, der seinen Hals in das Oval des Richtblocks gelegt hatte. In den Augen des Henkers schimmerten Tränen. »Auch wenn du mein Bruder bist, ich muß es tun!«

»Ja, mach es!« zischte der Bruder des Henkers. »Aber der Teufel wird dir die Quittung überreichen. Irgendwann komme ich...«

Da schlug der Henker zu und brach Sekunden später selbst zusammen. Die Zuschauermenge schwieg. In die Stille hinein klang das Krächzen eines Raben. Es hörte sich an wie ein Todesgruß...

Als wäre er eingefroren, so hockte der Rabe auf der höchsten Querstange eines Klettergerüsts. Es setzte sich aus mehreren Würfeln zusammen und verjüngte sich nach oben.

Der Rabe bewegte sich nicht. Er wirkte tatsächlich wie eingefroren oder ausgestopft, aber das täuschte.

Er lebte. Und seine Augen glichen zwei gefährlichen schwarzen Kugeln.

Ein gefährliches, unheilvolles und lauerndes Leben garantierte dem Raben die Existenz.

Man konnte es schon als ungewöhnlich bezeichnen, daß dieser eine Vogel dort hockte, denn die anderen hielten sich versteckt. Weder Spatzen, Meisen, Drosseln noch Amseln waren zu sehen, nur eben dieser Kolkrabe, der wie ein stummer Aufpasser wirkte.

Manchmal plusterte er sein Gefieder auf. Dann bekam er Ähnlichkeit mit einem schwarzen Ball.

London versank im Schnee. In den Außenbezirken war weniger geräumt und gestreut worden, und die Kälte drückte. Der Januar hatte Kälterekorde aufgestellt und die meisten Vögel in ihre Verstecke getrieben.

Nur diesen Raben und die Kinder nicht. Dieser versteckt in einem Park liegende Spielplatz war auch im Winter für sie ein Paradies.

Hier konnten sie im Schnee toben. Burgen aus Eis bauen oder die berühmten Schneemänner errichten. Niemand störte sie, wenn sie über lange Rutschen glitten, um in einem Schneewall weich und sicher zu landen.

Lag der übrige Teil des Parks auch unter einer nahezu eisigen Ruhe, vom Spielplatz konnte man das nicht behaupten. Hier regierte der Lärm der Kinderstimmen. Dieser Platz schien eine magische Anziehungskraft auf die Kleinen zu besitzen, denn er war fast ebenso gut besucht wie im Sommer.

Ihre Schlitten hatten die Kinder stehenlassen. Sie tobten im Schnee. Ein Junge im hellblauen Schneeanzug war der wildeste von allen. Immer wieder türmte er mit seinen kleinen Händen Schneeberge auf und schleuderte sie den anderen Kindern entgegen, die sich lachend unter dem Gestöber hinwegduckten.

An einer Seite des Spielplatzes waren die Bänke aufgestellt, auf denen im Sommer oft genug Mütter und Väter saßen, um ihre Kleinen zu beaufsichtigen.

Jetzt waren die Bänke verwaist. Eine dicke Schicht aus Schnee bedeckte sie.

Und der Rabe beobachtete. Im Augenblick den Jungen im hellblauen Schneeanzug.

Und das Kind merkte nichts…

Es war nicht allein auf den Spielplatz gekommen. Eine junge Frau

hatte begleitet. Sie stand am Rand des Areals zwischen zwei Bänken und hatte die Kapuze des braunen Teddymantels über den Kopfgestreift, um sich vor der Kälte zu schützen. Sie hatte die Hände tief in den Manteltaschen vergraben. Hin und wieder drehte sie eine Runde um die Bank.

Dabei hatte sie eine zweite Frau getroffen, die ebenfalls auf ihr Kind achtgab. Diese Person trug zu einer gefütterten Lederjacke eine Thermohose und hatte ihre Haare unter einer dicken Wollmütze vergraben. Der um den Hals geschlungene Schal ließ nur mehr die obere Gesichtshälfte frei.

Die beiden Frauen unterhielten sich.

»Gehören Sie auch zu den Idealisten?«

»Wie meinen Sie?«

»Wir stehen hier herum. Andere sind im warmen Haus.«

»Ach, ich bin ganz froh, daß ich mal Luft schnappen kann. Außerdem wollte Johnny unbedingt auf den Spielplatz. Ich habe ihm den Gefallen halt getan.«

»Bei mir war es ähnlich.«

»Wer ist denn Ihr Sohn?«

»Keiner von denen«, erwiderte die Person im Mantel. »Ich bin nur das Kindermädchen, wenn Sie verstehen. Der Junge im hellblauen Schneeanzug gehört zu mir.«

»Dann spielt er ja mit Johnny.«

»Das ist Ihrer?«

»Ja, der Kleine im dunkelroten Anorak. Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle? Mein Name ist Sheila Conolly.«

»O angenehm. Ich heiße Helen Murphy, Mrs. Conolly.«

»Und Sie sind ein Kindermädchen?«

»Ja, den Beruf habe ich gelernt.«

Sheila nickte. »Er ist schön, aber auch anstrengend, nicht wahr?«

Helen lachte auf. »Das können Sie laut sagen. Ich hatte ihn mir leichter vorgestellt. Jetzt bin ich schon zwei Jahre bei den Watsons. Wissen Sie, wir kommen nicht von hier und sind in London eigentlich nur zu Besuch bei Verwandten. Die Watsons haben eine große Verwandtschaft. Zudem ist die Familie reich…«

Das Kindermädchen redete und redete. Sie war froh, endlich jemanden gefunden zu haben, und sie lenkte Sheila Conolly auch von den Kindern ab.

Der Rabe sah das anders.

Noch hockte er auf dem Gerüst. Seine Augen befanden sich jetzt in ständiger Bewegung. Mit einem nahezu tödlichen Blick starrte er auf den Jungen im hellblauen Schneeanzug. Es war ein abschätzendes Fixieren, ein irgendwie wissender und grausamer Blick, der etwas enthielt, das man mit einer tödlichen Drohung umschreiben konnte.

Der Junge merkte nichts davon. Er hatte sich mit dem kleinen John Conolly angefreundet, und die beiden bildeten ein gutes Team.

Sie überlegten, was sie anstellen sollten. Eine Schneeballschlacht hatten sie bereits hinter sich, sie wollten auch keine neue mehr beginnen, sich statt dessen aber um andere Dinge kümmern.

»Sollen wir noch rutschen?« fragte Johnny. Der andere Junge nickte. »Ja.«

»Wie heißt du eigentlich?«

»Doug.«

»Ich bin Johnny.« Doug wischte sich mit seinen nassen Handschuhen den Schnee aus dem Gesicht. »Der Name gefällt mir besser als meiner. Und wie heißt du weiter?«

»Conolly.«

»Ich Watson. Das ist aber egal.«

»Na, ja«, sagte Johnny und deutete auf die vereiste Rutschbahn.

»Sollen wir da runter?«

»Meinetwegen.« Sie rannten los. Der Schnee war inzwischen von ihren Füßen festgestampft worden, so daß sie jetzt besser laufen konnten. Um den kürzesten Weg zur Rutsche zu nehmen, mußten sie dicht an dem Gerüst vorbei, auf dem noch immer der Rabe hockte.

Er bekam alles mit.

Der Ausdruck seiner Augen hatte sich ein wenig verändert. Ein rötlicher Schimmer füllte jetzt die gesamte Pupille aus, so daß dieses Augenpaar einen unnatürlichen Glanz bekommen hatte.

Und einen gefährlichen…

Keiner hatte bisher auf den Vogel geachtet. Erst Douglas fiel er auf. Er blieb stehen und deutete mit der ausgestreckten Hand schräg in die Höhe. »Johnny, guck mal, der Vogel.«

»Na und?«

»Daß der hier sitzt.« Der kleine Conolly holte ein paarmal Luft. Er hatte knallrote Wangen bekommen, in seinen Augen leuchtete es, und der Vogel schien ihnüberhaupt nicht zu interessieren. »Ist doch egal, daß der hier sitzt.«

»Weil die anderen alle verschwunden sind.« Douglas mußte schreien, um sich überhaupt verständlich machen zu können, denn andere Kinder rannten lärmend an ihnen vorbei.

»Aber seine Augen…« Doug ließ nicht locker. »Was meinst du damit?«

»Guck doch mal! Die sind richtig komisch. So rot.«

Jetzt schaute auch Johnny hoch. Der Rabe hatte bemerkt, daß über ihn gesprochen wurde, er senkte den Kopf. Wiederum plusterte er sich auf und breitete sogar seine Schwingen aus. Ein leises, irgendwie höhnisch klingendes Krächzen drang den beiden Kindern entgegen, wobei sie sich wie auf einer Insel vorkamen, denn der Rabe besaß nur

Augen für sie und schlug sie regelrecht in seinen Bann.

Besonders Doug.

Johnny zupfte ihn schließlich am Ärmel. »Komm schon, was sollen wir noch hier?«

»Der Vogel, Johnny.«

»Was ist denn?«

»Der schaut mich an.«

»Mich auch.«

»Aber nicht so böse. Du, ich habe vor ihm Angst. Ehrlich, richtige Angst.«

»Vor dem Vogel?« Johnny lachte.

»Ja, Mann. Der ist mein Feind. Wenn ich jetzt eine Fletsche hätte, würde ich ihn da wegschießen.«

»Das geht doch nicht!« entrüstete sich Johnny. »Man kann doch nicht so einfach Tiere töten. Jeder Vogel ist wichtig, hat mein Daddy gesagt. Die fressen auch das Ungeziefer!«

»Das weiß ich auch.« Doug wollte sich nicht blamieren, obwohl ihm dies niemand gesagt hatte. »Trotzdem guckte der mich so richtig böse an. Ich will weg.«

»Vom Spielplatz?«

»Erst noch rutschen.«

Damit war Johnny einverstanden. Die beiden Jungen liefen auf die Rutsche zu und sahen nicht, daß ihnen der Rabe nachschaute.

In seinen Augen leuchtete tatsächlich ein böses Licht. Er fixierte die Rücken der Kinder, wie ein Profikiller vor dem Angriff. Bei einem Menschen hätte man diesen Ausdruck mit einem gewissen Grinsen umschreiben können. In diesem Tier schien tatsächlich die Seele eines anderen zu stecken.

Johnny hatte die Rückseite der Rutsche als erster erreicht und kletterte auch vor seinem Spielkameraden hoch. Die beiden Frauen waren im Gespräch vertieft. Weder Sheila noch das Kindermädchen achteten auf ihre Schützlinge.

Die Stufen der Rutsche waren glatt, aber Johnny wußte, wie er zu klettern hatte. Er war den Weg nicht zum erstenmal gegangen.

An dem zweiseitigen Geländer hielt er sich fest und erreichte die kleine Plattform. Dort blieb er geduckt stehen, drehte sich um undbeobachtete Doug, der ihm nachgeklettert kam.

»Ich zuerst!« rief Johnny, ließ sich auf den Hosenboden nieder, gab sich noch ein wenig Schwung, saß auf der Eisfläche, schaute die Bahn hinab und rutschte los.

Er war schnell, kippte ein wenig nach rechts, lachte laut und landete mit beiden Beinen voran auf dem vor der Rutsche aufgebauten Schneehaufen. Dort baute er noch einen Adler, indem er sich nach vorn warf und bäuchlings in den weißen Schneeberg fiel.

Für einen Moment blieb er liegen, bevor er sich lachend auf den Rücken walzte und zu seinem neuen Freund hochwinkte. »Los, Doug, jetzt bist du an der Reihe!«

Doug stand noch oben. Er schien sich nicht so recht zu trauen, drückte seinen Körper dann vor.

Im gleichen Augenblick handelte der Rabe. Auf einmal kam Leben in den wie erstarrt wirkenden Vogel, als er die Flügel ausbreitete und über dem Klettergerüst schwebte. Nur für einen Moment, dann änderte er seine Richtung und flog auf die Rutsche zu.

Der Rabe hatte genau aufgepaßt, denn Doug Watson setzte sich im gleichen Augenblick hin und der kleine Johnny verließ stampfend den Schneehaufen.

»Mach schon!« rief er.

Doug ließ die Haltegriffe los, gab sich selbst ein wenig Schwung und rutschte vor.

Da griff der Rabe an!

Er war sehr schnell. Auf einmal stürzte er sich schräg von oben herab auf den rutschenden Jungen zu, der den ersten Kontakt spürte, als er die Hälfte der Rutschbahn hinter sich gelassen hatte. Der Rabe kam von der Seite, zielte auf sein Gesicht und hackte sofort zu.

Doug begann zu schreien. Er hatte die Arme hochgerissen, glitt weiter und spürte die harten Schnabelhiebe, die selbst den Stoff und die Fütterung des dicken Schneeanzugs aufrissen, so daß sie auch die Haut treffen konnten und diese aufrissen.

Johnny stand da, hörte das Schreien seines neuen Spielgefährten und war entsetzt.

Er schaute zu, wie Doug dem Schneehaufen entgegenrutschte, mit den Händen um sich schlug, den Raben doch nicht traf, der den Kopf des Jungen wild umflatterte und wieder seinen Schnabel vorstieß.

Dann landete Doug. Zwar mit den Füßen zuerst, aber er kippte und fiel mit dem Gesicht in den Schnee, so daß es zum Glück gegen die scharfen Schnabelhiebe des Raben geschützt war, der auf dem Rücken des Jungen hockte und zuhackte.

»Mummy!«

Endlich hatte auch Johnny seine Überraschung überwunden. Sein Schrei erreichte Sheila Conolly, die sofort aufschaute. Auch das Kindermädchen wurde alarmiert.

Beide sahen das Entsetzliche. Selbst die übrigen Kinder hatten den Schrei vernommen und hörten auf zu spielen.

»Nein, o mein Gott!« Helen Murphy hatte gerufen und schüttelte sich, als würden Angstschauer ihren Körper durchrieseln.

Sheila aber handelte. Sie war es gewohnt, schnelle Entscheidungen zu treffen, und das mußte sie hier, denn der Vogel hockte auf dem Rücken des Jungen und zerhackte den Stoff des Schneeanzugs. Er war

wie wahnsinnig, denn es lag auf der Hand, daß dieser Vogel den Jungen töten oder zumindest schwer verletzen wollte.

Johnny schrie noch immer. Seine Mutter rannte herbei, während Doug Watson versuchte, dem Angriff des Vogels zu entkommen. Er hatte den ersten Schock überwunden, lag nicht mehr auf dem Bauch, sondern drehte sich herum, wobei er einen Fehler gemacht hatte, denn der Vogel wollte auch das Gesicht nicht verschonen.

Er landete einen ersten Treffer. Dicht unter dem Rand der Kapuze fand die Schnabelspitze ihr Ziel und riß eine Wunde. Blut rann hervor und tropfte in den Schnee, wo es die weiße Pracht sofort rot punktete. Einen zweiten oder dritten Treffer konnte der höllische Rabe nicht landen, denn Doug wehrte sich. Durch einen Zufall erwischte er auch den Vogel, der zur Seite und in den Schnee geschleudert wurde, wo er mit den Flügeln um sich schlug und sich erst neu orientieren mußte.

Doug setzte sich auf.

Sein Kindermädchen war jetzt ebenfalls gestartet, aber Sheila hatte den Kleinen schon fast erreicht. Als der Rabe abhob, um sich erneut auf sein Opfer zu stürzen, war sie bei ihm.

Sheila dachte nur an die Rettung des Jungen und tat etwas Unüberlegtes. Für sie war es nur wichtig, den Vogel zu packen.

Sie stürzte sich auf ihn. Die Arme hatte sie ausgestreckt, die behandschuhten Hände zu Greifzangen umfunktioniert, und es gelang ihr tatsächlich, den Vogel zu fangen.

Es war reiner Zufall, sie hätte ebenso daneben greifen können, aber Sheila hatte ihn und hielt ihn auch fest. Plötzlich wurde der Rabe zwischen ihren Fingern zu einem wirbelnden Etwas. Er warf den Kopf hin und her, somit auch den langen messerscharfen Schnabel.

Damit hackte er zu.

Durch den Stoff der Handschuhe drang die Schnabelspitze. Sheila spürte den Schmerz an ihren Händen, wo die Haut aufgerissen worden war, lag auf dem Schneehügel, hatte die Arme ausgebreitet und hielt noch den Raben fest.

Der war nicht mehr zu bremsen. Wiederum kam er durch, brachte Sheila Wunden bei, und sie konnte einfach nicht anders. Sehr schnell löste sie den Griff.

Sofort entwischte das Tier. Es flatterte, stieg in die Höhe, begann zukrächzen und wurde von Sheilas Blicken verfolgt. Die beiden starrten einander an.

Zum erstenmal konnte sich die Frau auf den Blick der unheimlichen Augen konzentrieren.

Aus ihnen leuchtete der blanke Haß!

Nie hatte Sheila solche Augen bei einem Vogel gesehen, und das Krächzen kam ihr vor wie eine verstellt klingende menschliche Stimme, die ihr eine Warnung zurufen wollte.

Blutrot leuchteten die Augen, und Sheila glaubte ein Wissen darin zu lesen, das für einen Vogel unwahrscheinlich war. Gleichzeitig auch eine Warnung und ein Versprechen.

Dann drehte sich der unheimliche Rabe in die Luft, krächzte noch einige Male, flatterte wild mit den Flügeln, verlor ein paar Federn und stieg in den grauen Winterhimmel, wobei er bald in dem mit Schnee bedeckten Geäst eines Baumes verschwand und von den Frauen nicht mehr gesehen wurde.

Sheila kam auf die Beine. Sie stand ebenfalls unter einem leichten Schock. So dauerte es einige Sekunden, bis sie sich wieder zurechtfand und hinter sich Doug Watsons Schluchzen hörte. Er lag in den Armen des Kindermädchens, die ihn endlich erreicht hatte und mit einem sauberen Taschentuch sein von Schnee und Blut beschmiertes Gesicht abtupfte.

Johnny stand daneben und schaute starr auf seine Mutter, die zu ihm ging und einen Arm um ihn legte. Im Hintergrund hatten sich dieanderen Kinder versammelt. Sie wagten allerdings nicht, näher heranzukommen, sondern blieben dort.

»Johnny«, sagte Sheila, »weißt du, wie das geschehen konnte? Du warst doch bei ihm.«

Der Kleine schaute seine Mutter an. »Ja, ich habe es irgendwie gemerkt. Er… er hatte Angst.«

»Vor dem Vogel?«

Johnny nickte so heftig, daß ihm einige Schneereste von seiner Kapuze fielen. »Doug mochte ihn nicht.« Johnny deutete auf das Klettergerüst. »Als wir da standen und der Vogel so komisch guckte, hatte er schon Angst gehabt.«

»Wie komisch guckte der Vogel?«

»Weiß ich auch nicht. Mir kam das nicht so vor, Mummy. Frage ihn doch mal.«

»Schon gut, Johnny.« Sheila drehte sich um. Sie schaute erst nach, ob der Rabe irgendwo lauerte, das war nicht der Fall. Keinen einzigen Vogel konnte sie entdecken.

Das Kindermädchen war außer sich. Sie stand neben der Rutsche.

Der Junge hatte sich an sie gepreßt, und gemeinsam weinten sie, daß die Tränen die Wangen entlangliefen.

»Ich begreife es nicht«, sagte Helen zu Sheila, als diese auf sie zukam. »Sie etwa?«

»Kaum.«

»Aber da muß doch etwas vorher gewesen sein. Vögel sind harmlos. Sie greifen keine Menschen an. Höchstens im Film…«

»Im Prinzip ja«, erwiderte Sheila. »Hier haben wir es wohl mit anderen Dingen zu tun.«

»Wieso?«

»Haben Sie die Augen gesehen?«
»Nein, Mrs. Conolly, so nahe bin ich nicht an ihn herangekommen. Das ging alles zu schnell.«
»Er schien mir kein normaler Vogel zu sein«, erklärte Sheila.
»Wieso das?«
Sheila winkte ab. »Ich erkläre es Ihnen später noch, Helen. Vielleicht«, schränkte sie ein. »Jetzt möchte ich mir gern den kleinen Doug genauer ansehen.«
»Ja, ja…«
Sheila ging in die Hocke, als das Kindermädchen den Jungen herumdrehte. Doug Watson weinte. Von zahlreichen Schnabelhieben war er getroffen worden. Sie hatten seine Kleidung aufgerissen und waren bis auf die Haut durchgedrungen, wo sie Wunden hinterlassen hatten, die auch jetzt noch bluteten. Das Gesicht des Kleinen interessierte Sheila besonders. Beide Hände legte sie gegen seine Wangen, die feucht von den Tränen und dem tauenden Schnee waren. Doug zuckte zusammen, als Sheila unabsichtlich eine der Wunden berührte. »Schon gut, mein Junge, wir bringen dich jetzt zu einem Krankenhaus. Sollen die sich die Wunden mal ansehen.«
»Es tut aber so weh!« jammerte Doug Watson.
»Das glaube ich dir. Deshalb werden wir schnell in den Wagen steigen. Da wird es sofort warm.« Sie wandte sich an das Kindermädchen. »Wie sind Sie hergekommen?«
»Mit einem Taxi.«
»Okay, dann nehmen wir meinen Wagen. Sie können die Eltern ja vom Krankenhaus anrufen.«
»Ja, das mache ich. Mein Gott, was werden die sagen?«
»Wieso? Fürchten Sie sich davor?«
»Ja, die Watsons sind ziemlich streng. Eine seltsame Familie. Dort wird noch regelrecht regiert. Sie kommen ja nicht von hier. Ihr Landguthaben sie fast in Cornwall. Sie sind sehr reich, da ihnen einige Fabrikengehören.«
»Was stellen die denn her?«
»Konservenfisch.«
Jetzt fiel bei Sheila der Penny. Sie hatte schon des öfteren Waren dieser Firma gekauft und erinnerte sich daran, daß diese nicht gerade zu den billigsten gehörten, dafür waren sie aber von hervorragender Qualität. »Nehmen Sie den Jungen, Helen, wir wollen gehen. Falls Sie Schwierigkeiten bekommen, berufen Sie sich auf mich. Ich bin ja auch noch da.«
»Sie kennen die Familie nicht.«
Sheila lächelte knapp. »Und die kennt mich nicht.«
Es waren ihre letzten Worte auf dem Weg zum Wagen gewesen.
Sheila war sehr nachdenklich geworden. Der Angriff des Vogels war

bestimmt nicht ohne Grund geschehen, und sie erinnerte sich auch wieder an die gefährlichen Augen des Tieres. Das war überhaupt nicht normal und mit nichts zu vergleichen. Der Rabe mußte besondere Kräfte besitzen.

Wahrscheinlich magische, und Sheila beschloß, einige Leute in den Fall einzuweihen, denn hinter diesem Angriff steckte mehr, das glaubte sie jedenfalls…

***

Bill Conolly warf ein Holzscheit in das Feuer. Zusammen mit Suko und mir schaute er zu, wie die Flammen in die Höhe leckten und einen feurigen Ring um den Scheit legten. Das Holz war trocken.

Die Rinde zerknackte mit explosionsartigen Geräuschen, und der Funkenregen stob in die Höhe, wobei er vom Zug erfaßt wurde und rasch im Kaminschacht verschwand.

Unser Freund drehte sich wieder um. Suko und ich saßen in bequemen Sesseln, konnten in den Kamin und auf die breite Scheibe schauen, die das Haus vom Garten trennte, der eingehüllt war in eine dicke Schneepracht.

Im Wohnraum der Conollys war es angenehm war. Wir fühlten uns wohl, aber wir waren nicht zum Spaß gekommen, denn es ging um Jane Collins!

Sheila war mit dem kleinen Johnny zum Rodeln gefahren. Nadine, die Wölfin, schlief, und Ali, neuer Gast der Conollys, saß in Bills Arbeitszimmer, wo er Bücher studierte, denn sein Nachholbedarf an Wissen war nahezu grenzenlos.

So waren wir drei allein. Shao hatte nicht mitkommen wollen, da sie noch nähen oder stricken wollte.

Bill ließ den Whisky im Glas kreisen. Auch ich hatte mir einen Schluck genehmigt, nur Suko trank Tee, da ich ihn auch als Fahrer ausgeguckt hatte. Der Reporter setzte sich wieder, schaute mich an und legte dabei seine Hand auf den Tisch.

»Hast du es dir überlegt, John?«

»Ja.«

»Was ist dabei herausgekommen?«

Ich verdrehte die Augen und schaute gegen die Decke. »Es ist ein verflixt großes Risiko.«

»Das stimmt.«

»Dennoch sollten wir es wagen«, mischte sich Suko ein und versuchte mich zu überreden. »Dieser Zustand, den wir jetzt haben, ist ja auch keiner, wie du dir denken kannst.«

Da stimmte ich meinem Partner voll zu. Das war auch kein Zustand. Vor einigen Wochen war Jane Collins das Herz aus dem Leib entfernt worden. Jeder normale Mensch wäre gestorben, Jane aber lebte

weiter, durch Magie beeinflußt. Sie konnte nur existieren, wenn sie den Würfel des Unheils bei sich behielt. Seine geheimnisvollen Kräfte gaben ihr persönlich die Kraft, am Leben zu bleiben, wobei man dieses Leben mehr als ein Dahinvegetieren bezeichnen konnte, denn Jane lagapathisch und wie eine Gefangene innerhalb der dicken Mauern des Klosters St. Patrick, hoch oben in den schottischen Bergen.

Meine Gegner waren sehr scharf darauf, den Würfel in die Finger zu bekommen. Auch der Spuk, der dies schon versucht hatte, aber zurückgeschlagen werden konnte.

Ich wollte den Würfel ebenfalls in meinen Besitz bringen. Das ging nicht. Ich hätte Janes Existenz dann zerstört und wäre praktisch zu ihrem Mörder geworden. Sie immer im Kloster zu lassen, war auf die Dauer auch kein Zustand, also mußten wir nach einer Möglichkeit suchen, die ehemalige Hexe aus diesem Dilemma zu befreien.

Uns waren gewissermaßen zwei Dinge zu Hilfe gekommen.

Erstens der Zufall und zweitens die Technik. In den Staaten war es einigen hervorragenden Medizinern gelungen, einem Patienten ein künstliches Herz aus Aluminium einzusetzen. Diese Möglichkeit hatten wir schon diskutiert.

Es lag ein Ergebnis vor. Besonders Bill drängte darauf, etwas zu unternehmen, er hatte sich schon mit einem Bekannten in den Staaten in Verbindung gesetzt und eine Zustimmung bekommen.

Jane Collins sollte die zweite Person auf der Welt sein, die ein künstliches Herz bekam!

Ein Herz aus Aluminium, so daß ich den Würfel an mich nehmen konnte. Es war ein Versuch, und ob er klappte, stand in den Sternen.

Ich selbst hatte schwere Bedenken, so gern ich den Würfel auch in meinem Besitz gewußt hätte, und die Entscheidung hing praktisch von meiner Zustimmung ab, ob wir in die Staaten flogen oder nicht.

Natürlich sollte die Operation kein Aufsehen erregen. Sie würde in einem Sanatorium durchgeführt werden, irgendwo in Texas, wohin sich Prominente zurückzogen, wenn sie sich vom Streß erholen wollten.

Ich hatte hin und her überlegt, zudem eine Entscheidung immer wieder hinausschieben müssen, weil mir dieser schreckliche Neujahrsfall dazwischengekommen war, als ich die Bekanntschaft eines Menschen machte, der Akim Samaran hieß. Ihm war es gelungen, lebende Puppen herzustellen, die ihren Vorbildern, ausschließlich Kindern, bis auf die Wimpern genau ähnelten.[1]

Ich war mir selbst begegnet und hatte diese Überraschung zusammen mit meinem Vater am Neujahrstag präsentiert bekommen.

Nun ja, der Fall war gelaufen, auch wenn Akim Samaran hatte fliehen können.

Es ging jetzt um Jane.

»John, es ist deine Entscheidung. Wir dürfen nicht mehr lange warten«, sagte Bill. »Ich muß meinem Bekannten in den Staaten Bescheid geben. Zudem werde ich die Kosten übernehmen.«

Ich griff zu meinem Glas und nahm einen Schluck. Über den Rand schaute ich hinweg und sah die Blicke meiner Freunde auf mich gerichtet. In ihren Gesichtern las ich eine gewisse Spannung.

Sie lauerten auf meine Reaktion.

Sollte ich zustimmen?

Ihre Meinung kannte ich ja. Sie waren dafür. Eigentlich konnte ich mich nicht negativ äußern. Zudem mußte Jane das Kloster sowieso irgendwann einmal verlassen, denn ihr Aufenthalt dort bedeutete für die Mönche eine permanente Gefahr, da zahlreiche schwarzmagische Gegner versuchen würden, sich des Würfels zu bemächtigen.

Ich schluckte den Whisky herunter und atmete scharf aus.

»Bitte, John«, drängte auch Suko. »Wir sind deshalb zusammengekommen, um endlich eine Lösung zu finden.«

»Ja, natürlich.«

»Bill und ich sind dafür.«

Der Reporter unterstützte Sukos Bemerkung noch durch ein kräftiges Nicken.

»Ich auch!« Nur zwei Worte waren über meine Lippen gedrungen, doch selten zuvor in meinem Leben war mir eine Antwort so schwergefallen.

Meine Freunde schwiegen. Wahrscheinlich waren sie von meinen Worten ebenso überrascht wie ich. Erst nach einer Weile durchbrach Bill das Schweigen.

»Na endlich«, sagte er.

»Und du bleibst dabei?« forschte Suko sicherheitshalber nach.

»Ja.«

Irgendwie schien ein Bann gebrochen zu sein, der bisher über uns gelegen hatte. Ich war meinen Freunden entgegengekommen und hatte nicht einmal ein schlechtes Gewissen. Wahrscheinlich war es tatsächlich am besten, wenn wir Jane in die Staaten schafften und ihr dort ein künstliches Herz einpflanzen ließen.

Bill erhob sich. »Dann werde ich meinen Bekannten informieren, damit er alles Nötige in die Wege leiten kann.«

»Moment noch«, wehrte ich ab, als ich sah, daß sich der Reporter schon erhoben hatte.

»Was ist denn?«

»Laß dir ruhig Zeit…«

»Hast du es dir wieder anders überlegt?« fragte mich Bill.

»Nein, das nicht, aber wir müssen noch das Transportproblem klären.«

Bill winkte ab. »Das ist einfach, John. Im Zeitalter des Düsenflugs,

der schmelzenden Entfernungen zwischen den Ländern…«

»Ich möchte keinen Werbevortrag hören, weil ich schon weiter gedacht habe.«

»Und wie weit?«

»Dir dürfte doch klar sein, daß der Transport nicht unbeobachtet bleibt. Wenn wir Jane in ein Flugzeug schaffen, müssen wir sie zuerst aus dem Kloster herausfliegen. Sicherlich liegen einige Schwarzblütler auf der Lauer, die auf so etwas nur warten. Frag Suko, der hat unter dem Bann des Spuks gelitten.«

»Ich weiß!« Bill hob die Arme. »Aber wir können sie doch nicht in die Staaten *beamen* wie bei Star Trek.«

»Das schon«, gab ich zu. »Trotzdem ist mir eine Überführung mit dem Flugzeug viel zu gefährlich. Wenn die Maschine von schwarzmagischen Kräften attackiert wird, nimmt keines dieser Wesen Rücksicht auf die übrigen Passagiere…«

»John hat recht«, stand Suko mir bei.

»Hm«, machte Bill und kratzte sich am Kinn. »Da ist was dran. Bliebe nur noch die Möglichkeit eines Privatjets. Wir könnten uns einen ausleihen, mit Besatzung.«

Ich zündete mir eine Zigarette an. »So müßte es gehen«, murmelte ich. »Falls uns nicht noch eine bessere Lösung einfällt. Mir geht dieses Beamen nicht aus dem Kopf. Zwar sind wir hier nicht im Raumschiff Enterprise, aber wir kennen zwei Personen, für die Entfernungen keine Rolle spielen. Myxin und Kara. Sie müßten es schaffen, uns von dem Problem zu befreien. Da haben auch Dämonen das Nachsehen.«

Bill Conolly lachte. »Mensch, John, du hast ja Ideen.«

Ich hob die Schultern. »Hin und wieder blitzt es auf. Ich werde mich mit den beiden in Verbindung setzen und auch Father Ignatius oben im Kloster Bescheid geben.«

»Genau, und ich telefoniere mit den Staaten.«

So waren die Aufgaben verteilt. Wie ein alter Mann stemmte ich mich aus dem Sessel hoch. Wohl fühlte ich mich in meiner Haut nicht, aber es war nicht anders zu regeln. Wir mußten einfach eine komplette Lösung für Jane finden. Diese, die wir uns ausgedacht hatten, erschien mir im nachhinein als die beste. Trotz meiner Bedenken, da ich ahnte, daß die Sache nicht so glatt ablaufen würde, wie wir uns sie vorgestellt hatten. Da gab es bestimmt noch Ärger.

Die andere Seite schlief nicht, die hatte nie geschlafen.

»Wann könnten wir denn starten?« fragte Suko.

Weder Bill noch ich konnten ihm darauf eine Antwort geben und hoben nur die Schultern. »Es hängt von vielen Dingen ab«, sagte ich.

»Myxin und Kara, ferner die Organisation in den Staaten, und dann gibt es da noch die Frage der Zeit.«

»Wieso?« fragte Bill.

»Wenn uns ein anderer Fall dazwischenkommt, sehen wir beschmiert aus, das ist doch klar. Deshalb…«

Das Telefon klingelte. Bill holte tief Luft und verdrehte die Augen.

»Wenn man vom Teufel spricht«, murmelte er, ging hin und hob ab.

»Wenn das Sir James ist!« flüsterte Suko. »Ramme ich mir ein Holzscheit zwischen die Zähne und esse es auf.«

»Das brauchst du nicht«, sagte Bill, der sich umgedreht hatte und die Sprechmuschel mit der Hand abdeckte. »Es ist Sheila…«

Wir waren beruhigt. Daß diese Ruhe allerdings trügerisch war, bekamen wir erst später zu spüren.

***

Über die King's Road war Sheila Conolly gefahren, weil diese Straße die beste und auch die schnellste Verbindung darstellte, sogar im Winter, denn Schnee lag dort kaum noch. Dafür war sie an einigen Stellen glatt, so daß Sheila Conolly trotzdem sehr vorsichtig fahren mußte, obwohl sie es so eilig hatte.

Doug Watson saß mit Johnny und seinem Kindermädchen im Fond. Hin und wieder hörte Sheila den Jungen schluchzen. Sie hatte erfahren, daß er neun Jahre alt war. Als Spielkamerad paßte er gut zu Johnny.

Die King's Road war an diesem Samstagnachmittag ziemlich leer.

So hatte Sheila sie selten gesehen, normalerweise war diese Straße ein Paradies für Touristen, jetzt hatten sich dort nur einige Spaziergänger verlaufen, die endlich mal reine Londoner Luft einatmen wollten.

Und kalt war es. Sheila glaubte, die Kälte förmlich knacken zu hören, als sie in Richtung Südwesten fuhr, um in die Langton Street einzubiegen, denn dort in der Nähe lag ihr Ziel.

Es war das St. Stephen's Hospital. Sheila kannte das Krankenhaus und wußte, daß der Junge dort gut untergebracht war, falls es wirklich länger mit der Behandlung dauern sollte. Vom Krankenhaus wollten sie dann auch die Eltern informieren.

»Wie lange dauert es noch?« fragte das Kindermädchen, denn Douglas hatte wieder angefangen zu weinen.

»Wir sind gleich da.«

»Es ist nur, weil die Wunden aufgebrochen sind. Ich glaube, Dougy hat Schmerzen.«

Sheila verzog das Gesicht, denn sie litt mit dem Jungen. »Ich weiß ja Bescheid, aber ich kann nicht schneller fahren. Schauen Sie mal nach draußen, dann sehen Sie das Eis auf der Straße.«

»Es war auch nur eine Frage.«

»Klar, ich verstehe Sie.«

Sheila war schon in die Gertrude Street abgebogen. Wenn sie nach

links schaute, sah sie bereits den Komplex des Krankenhauses hinter den winterlichen Bäumen, und auch die Hinweisschilder für die Parkplätze schauten mit ihren langen Stangen aus den Schneehügeln hervor. Auf einen Parkplatz wollte Sheila nicht, sie nahm die direkte Zufahrt zur Ambulanz, und sie wußte auch, wie sie zu fahren hatte.

Auf einen vom Schnee geräumten Weg lenkte sie den Wagen. Im Bogen führte der Pfad auf das Krankenhaus zu, flankiert von Schneewällen und hohen, aus den weißen Wiesen wachsenden Bäumen. Der winterliche Himmel darüber war eine graue Fläche, in die sich hin und wieder lange Wolkenbänder hineinschoben. Es sah so aus, als würde es bald wieder zu schneien anfangen.

Schon bald sah Sheila die beiden Krankenwagen, die vor dem Eingang zur Ambulanz ihre Parkplätze gefunden hatten. Hier war sie genau richtig. Sie stellte ihren Wagen im rechten Winkel zu den übrigen Fahrzeugen und hatte ihn auch als erste verlassen. Dem Jungen und dem Kindermädchen half sie beim Aussteigen. Helen Murphy war völlig mit den Nerven am Ende. Sheila wollte ihr Doug abnehmen, aber sie wehrte sich.

»Nein, auf den Jungen gebe ich selbst acht.« Fest preßte sie ihn an sich und lief auf das gläserne Eingangsportal zu, dessen untere Seite ebenerdig abschloß.

Sheila blieb zurück. Johnny war auch aus dem Wagen geklettert.

»Dürfen wir nicht mit rein, Mummy?«

»Doch, später. Erst einmal sollen sich die Ärzte deinen neuen Freund anschauen.«

»Das ist gut.«

Helen war mit Doug bereits hinter der Scheibe verschwunden.

Sheila wartete noch einen Moment und folgte ihnen dann. Sie hatte die Tür noch nicht erreicht, als sie aufgestoßen wurde und ein Mann im grauen Kittel hervortrat. Ein Arzt war er nicht, der sah mehr nach einem Hausmeister aus, und der Knabe begann auch sofort mit einer Schimpfkanonade. »Hier können Sie auf keinen Fall parken. Wirbrauchen die Zufahrt und jeden Platz. Fahren Sie woanders hin.«

»Natürlich.« Sheila nickte. »Es war auch nur für den Moment. Ich hatte den Jungen gebracht.«

»Ah so, der wird schon untersucht«, erklärte der Mann. Seine Stimme klang jetzt freundlicher. Dann verengte er plötzlich die Augen und schüttelte den Kopf.

»Was haben Sie?« fragte Sheila. »Da… da, auf ihrem Wagen.«

Sheila drehte sich um. Sie glaubte, ihren Augen nicht trauen zu können. Auf dem Autodach des Mercedes hockte ein schwarzer Vogel. »Das ist er!« rief Johnny. »Das ist dieses böse Tier!«

»Wieso?« fragte der Hausmeister und schüttelte sich gleichzeitig, weil er ebenfalls in die roten Augen des Vogels geschaut hatte, die einen

bannenden Blick besaßen.

Im nächsten Augenblick spreizte der Rabe die Flügel und stieg wieder in die Höhe. Es dauerte nicht lange, da hatte er das Dach des Krankenhauses erreicht, wo er sich niederließ und von den anderen nicht mehr gesehen wurde.

»Was war denn mit dem Vogel?« fragte der Mann.

»Ach, eigentlich nichts«, schwächte Sheila ab.

»Wenn Sie das so sehen, können Sie Ihren Wagen ja zu den Parkplätzen fahren.«

»Gut, ich komme aber zurück.«

»Daran kann ich Sie nicht hindern.«

***

»Der Mann war aber komisch«, meinte Johnny, als er wieder mit seiner Mutter im Auto saß. Sheila startete und fuhr den Wagen zurück.

Über den Hausmeister dachte sie nicht nach, der Vogel war wichtiger. Er hatte sie den Weg über verfolgt und wohl noch nicht aufgegeben, den Jungen zu töten. Eine schlimme, furchtbare Sache war dies.

Auf den Parkplätzen standen nicht sehr viele Wagen. Sheila konnte bis dicht an das Krankenhaus heranfahren und schaute abermals in die Höhe, als sie und Johnny ausgestiegen waren.

»Suchst du den Vogel, Mummy?«

»Ja.«

»Ich sehe ihn auch nicht.«

Sheila lächelte. »Wie beruhigend für mich«, sagte sie.

Johnny hatte noch eine Frage. »Willst du nicht Daddy und Onkel John Bescheid geben?«

»Das werde ich wohl.«

»Wann denn?«

»Später.« Zusammen mit ihrem Sohn betrat Sheila Conolly das Krankenhaus durch den Haupteingang. Sie erkundigte sich nach der Ambulanz. Man gab ihr die Richtung an, dann brauchte sie nur mehr den Pfeilen zu folgen, die in den entsprechenden Trakt führten.

Sheila bedankte sich. Sie mußte durch einen langen Gang gehen, mehrere Glastüren aufschieben und erreichte endlich den Trakt des Krankenhauses, wo die Ambulanz untergebracht worden war.

Helen Murphy kam ihr entgegen. Sie war völlig aufgelöst und weinte still.

»Was ist denn geschehen?« fragte Sheila.

Helen ließ sich auf einer Bank nieder und schüttelte den Kopf.

»Ich… ich habe mit den Watsons telefoniert.«

»Und?«

»Wie ich es Ihnen sagte. Die sind unerbittlich. Man hat mich

fertiggemacht. Gerald Watson war selbst am Apparat. Sie können sichvorstellen, wie er reagiert hat, als er erfuhr, was geschehen ist.«

»Nicht besorgt?«

»Nein, wütend und sauer. Er hat mich angeschrieen und michpraktisch schon entlassen.«

»Was ist das nur für ein Mensch?« fragte Sheila.

Helen lachte bitter auf. »Wenn Sie noch bleiben, werden Sie ihn kennenlernen. Er will kommen.«

»Ja, ich bleibe noch.«

»Dann machen Sie sich auf etwas gefaßt.«

Sheila setzte sich neben Helen. Das Kindermädchen war mit den Nerven am Ende. Sie gehörte zu den jungen Mädchen, die meist übersehen wurden. So schmal, so blaß und auch unscheinbar war sie. Ihr Haar besaß eine fahle blonde Farbe. Es hing strähnig zu beiden Seiten des Kopfes nach unten und ließ das Gesicht noch schmaler erscheinen. Helen hatte ihre Hände in den Schoß gelegt und die Flächen gegeneinander gepreßt. Sheila wollte ihr Trost zusprechen. Sie legte einen Arm um ihre Schulter.

Johnny sagte nichts. Er schaute nur aus großen Augen zu.

»Wie geht es Doug?« fragte Sheila.

Helen hob die Schultern. »Die Ärzte haben mich beruhigt. Es seien nur kleine Wunden. Insgesamt sechs. Er brauchte nicht einmal im Krankenhaus zu bleiben.«

»Dann bin ich beruhigt.«

»Wenn Dougs Vater Gerald kommt, ist es mit der Ruhe vorbei«, sagte Helen Murphy.

»Sie müssen ja eine schreckliche Angst vor diesen Leuten haben.«

»Habe ich auch, Mrs. Conolly. Die sind irgendwie kalt und abweisend. Obwohl ich schon zwei Jahre bei ihnen in Stellung bin, werde ich noch immer wie eine Fremde behandelt, wenn Sie verstehen.«

»Ja, ich begreife das. Wo wohnen die Watsons eigentlich?«

»Momentan bei einer Tante. Kennen Sie nicht den Watson Forest südlich von London?«

»Nein.«

»Das Gebiet gehört der Familie. Die Tante wohnt in dem Haus, und wenn die Familie hier in London zu tun hat, leben sie eben in diesem alten Gemäuer.« Helen schüttelte sich. »Das ist ein richtiges Spukhaus. Mir wurde es mehr als einmal unheimlich.«

»Wieso?«

»Das war meist in der Nacht. Da habe ich hin und wieder Hufgetrappel gehört.«

»Ein Reiter.«

Helen lachte auf. »Dachte ich auch. Aber die Familie wollte davon

nichts wissen, wenn ich sie darauf ansprach. Celia Watson, Dougs Mutter, reagierte hysterisch. Es gibt keinen Reiter, hat sie mich angeschrieen. Ich soll mich um andere Dinge kümmern und so weiter. Daß ich überhaupt noch bei ihnen geblieben bin, hängt mit der Arbeitslosigkeit zusammen. Ich sehe keine Chance, eine andere Stellung zu bekommen.«

»Das ist heutzutage schwierig«, gab Sheila ihr recht.

»Mummy, wie lange müssen wir denn noch warten?« meldete sich Johnny, dem es zu langweilig geworden war.

»Gleich ist es vorbei. Wir warten nur noch auf jemand.«

»Auf Dougs Eltern?«

»Ja.«

»Und wann rufst du Dad an?«

»Danach.«

»Weit bis zum Krankenhaus haben sie es nicht«, sagte Helen Murphy. »Eigentlich müßten sie gleich eintreffen.«

»Wir werden sehen.«

In den nächsten Minuten schwiegen die beiden Frauen. Sheila hatte erkannt, daß Helen nicht unbedingt reden wollte, deshalb ließ sie das Kindermädchen auch in Ruhe.

Ihre Gedanken drehten sich um den Vogel, und auch um diesen seltsamen Reiter, den Helen gehört, aber nicht gesehen hatte und dessen Existenz von der Familie bestritten wurde.

Gab es zwischen dem Auftauchen des Vogels und dem Reiter vielleicht einen Zusammenhang? Noch vor Jahren hätte Sheila nicht so gedacht, aber sie kannte mittlerweile Dinge, die die meisten Menschen das Fürchten gelehrt hätten, und so war sie sehr vorsichtig gewesen und lauschte auch auf Zwischentöne, wenn andere erzählten.

Die Doppeltür mit der Milchglasscheibe befand sich links von ihnen. Man konnte nicht hindurchschauen, aber Helen Murphy setzte sich plötzlich aufrecht hin.

»Was haben Sie?«

Helen schaute Sheila an. »Ich sehe ihn noch nicht, aber ich kann ihn hören. Ich erkenne ihn am Schritt.«

»Gerald Watson?«

Helen nickte und rutschte noch mehr auf der Bank zusammen.

Auch Sheila lauschte, und sie fand heraus, daß es zwei Männer waren, die über den Flur schritten.

»Das ist nicht nur einer.«

»Wahrscheinlich bringt er Hicky mit!« flüsterte Helen scharf.

»Was ist das denn für ein lustiger Name?« meldete sich Johnny.

»Der ist nicht lustig, mein Kleiner. Hicky Hancock ist gefährlich. Ein widerlicher Typ. Chauffeur, Diener, Rausschmeißer, Leibwächter, Oberaufseher, der ist alles in einer Person. Auch ehemaliger Söldner,

aber unehrenhaft entlassen.«

Da wußte Sheila Bescheid, und einen Augenblick später wurde die Tür regelrecht aufgedonnert.

Zwei Männer standen im Gang.

Sheila mußte zugeben, daß sich Helen nicht getäuscht hatte. Die beiden waren auch ihr von Beginn an unsympathisch.

Sheila wußte sofort, bei welchem der beiden Männer es sich um Gerald Watson handelte. Dafür waren die Ankömmlinge einfach zu unterschiedlich. Mr. Watson hatte die Führung übernommen, der Typ namens Hicky Hancock stand einen Schritt hinter ihm und lauerte darauf, daß seinem Boß niemandem etwas tat.

Einen blauen Tuchmantel trug Watson. Die beiden Hälften pendelten offen, so daß der Anzug zu sehen war, den er darunter trug. Auf seinem Kopf saß eine Pelzmütze. Sie verbarg den größten Teil seines schwarzen Haares. Schwarz waren auch die Augenbrauen, schwarz der Bart, der wie ein Kreis um seinen Mund herumwuchs und die Pupillen seiner Augen zeigten ebenfalls einen schwarzen Kreis. Watson war überdurchschnittlich groß, das Gesicht zeigte eine gewisse Härte, die Haut war leicht gerötet, und der Mund schien aus zwei aufeinandergelegten, dünnen Würsten zu bestehen. Seine Hände pendelten in Höhe der Taschen. Er öffnete und schloß die Pranken regelmäßig zu Fäusten und atmete scharf durch die Nasenlöcher.

Dieser Kerl wußte, wo es langging, und er würde auf andere keine Rücksicht nehmen. Der rannte alles um, was sich ihm in den Weg stellte.

Auch jetzt glich er einer Zeitbombe, die jeden Moment explodieren konnte.

Das geschah auch.

Urplötzlich schoß er vor, beachtete weder Sheila noch Johnny und hatte nur Augen für das Kindermädchen. Vor Helen blieb er geduckt stehen, die noch mehr zusammenkroch, weil sie dem Blick seiner Augen einfach nicht entgehen konnte. Er sprach kein Wort, stand nur da wie eine Drohung, und Sheila wollte schon etwas sagen, als die Hand des Mannes vorschoß und Helen am Kragen des Teddymantels zu fassen bekam. Wie eine Puppe zog er sie hoch, und seine Lippen glitten dabei in die Breite.

»Was hast du dir dabei gedacht, verdammtes Miststück?« keuchte er. »Du solltest auf meinen Sohn achtgeben und nicht dafür sorgen, daß er in diesem verdammten Krankenhaus liegt…«

Helen war einfach nicht in der Lage, eine Antwort zu geben. Sie weinte lautlos und hing wie eine Strohpuppe im Griff ihres Arbeitgebers. Hicky Hancock war dicht vor der Tür stehengeblieben und beobachtete die Szene aus spöttischen Augen.

»Antworte!« schrie Watson.

Jetzt mischte sich Sheila ein, während sich ihr Sohn ängstlich gegen die Rückenlehne der Bank drückte. »Was denken Sie sich eigentlich dabei, sich hier so aufzuführen, Mr. Watson?« fragte sie mit scharfer Stimme und schaute den Fabrikanten funkelnd an.

Watson tat so, als hätte er nichts gehört, und Sheila wiederholte ihre Frage.

Erst jetzt reagierte er. Helen schleuderte er auf die Bank zurück.

Mit vor Wut funkelnden Augen und hochrotem Gesicht wandte er sich Sheila Conolly zu.

»Halten Sie Ihren Mund!«

»Nein!«

Watson wunderte sich. Er war es wohl nicht gewohnt, daß man ihm widersprach. »Was haben Sie da gesagt?«

»Ich halte meinen Mund nicht«, erklärte Sheila. »Und ich werde genau achtgeben, wie Sie Miß Murphy behandeln. Darauf können Sie sich verlassen, Watson.«

»Ich glaube, ich spinne!« flüsterte der Mann heiser. »Wissen Sie eigentlich, wer ich bin?«

»Natürlich. Ein Mensch ohne Manieren. Ein dummer, aufgeblasener Flegel und Fatzke. Das sind Sie.«

Watson wurde noch bleicher. Es sah so aus, als wollte er Sheila ins Gesicht schlagen, dann überlegte er es sich anders und wandte sich an Hicky Hancock. »Schaff Sie mir aus den Augen, Hicky. Und auch dieses komische Kind.«

»Ich bin nicht komisch!« rief Johnny und sprang auf.

Gerald Watson winkte nur ab, während sich sein Leibwächter langsam in Bewegung setzte. In seinen Augen stand die Vorfreude zu lesen, denn die blassen Pupillen glitzerten böse.

Sheila hatte Zeit genug, ihn sich anzuschauen. Dieser Mensch strömte Gewalt aus. Er trug eine dicke Lederjacke, die bis zu den Hüften reichte, hohe Stiefel, hatte einen runden Kopf und dünnes blondes Haar, das zu einem Cäsarenschnitt frisiert worden war. Auf seiner Oberlippe und an den Winkeln des Mundes entlang wuchs ein ebenfalls fahlblonder sichelförmiger Schnurrbart, der auch zu den schmalen Augen paßte und von der flachen Nase ablenkte.

»Gehen Sie lieber. Es ist nicht gut, wenn man sich mit mir anlegt. Das haben schon viele versucht.«

»Kann ich mir vorstellen!« Sheila blieb stehen.

Johnny drängte sich zwischen den Mann und seine Mutter.

»Wenn du meiner Mummy etwas tust, verprügele ich dich«, erklärte er.

»Hau ab!«

Als Johnny der Aufforderung nicht sofort Folge leistete, packte Hancock ihn und schleuderte ihn kurzerhand zur Seite. Da sah Sheila

rot. Bisher hatte sie sich beherrscht. Sie wäre unter Umständen auch gegangen, doch die letzte Aktion des Mannes hatte das Faß zum Überlaufen gebracht.

Blitzschnell schlug sie zu.

Noch schneller war Hicky. Er fing den Arm ab, drehte ihn gedankenschnell um, lachte dabei und hatte Sheila in den Polizeigriff genommen, aus dem sie sich aus eigener Kraft nicht befreien konnte.

»Hör zu, Süße, so etwas macht man mit mir nicht. Hast du verstanden? Nicht mit mir. Da kannst du dir einen anderen aussuchen, verdammt.« Er nahm auch noch die andere Hand, obwohl sie nicht nötig war, denn er wollte an bestimmten Stellen über Sheilas Körper fassen, bevor er die Frau durch die Tür schob.

Johnny prügelte auf ihn ein. Ebenso hätte er einen Elefanten schlagen können. Mit dieser Aktion erreichte er überhaupt nichts.

Hancock schleuderte ihn ebenfalls durch die offene Tür und schickte noch einen Fluch hinterher.

Dann zog er sich zurück.

Der Gang war leer. So sah keiner außer Johnny Sheilas Tränen der Wut. Noch nie war sie so behandelt worden. Sie hatte große Mühe, sich überhaupt zu beruhigen, atmete durch den offenen Mund und war kaum fähig, einen klaren Gedanken zu fassen.

Erst als sie die laute Stimme des Mannes selbst durch die verschlossene Tür vernahm, ging sie wieder zurück, öffnete und sah, daß Watson das Kindermädchen weiter den Gang entlangführte. Er hielt sie dabei am linken Arm fest.

»Watson!« Sheilas Ruf stoppte ihn sogar.

Er drehte sich um. »Haben Sie immer noch nicht genug?« fragte er.

»Nein, Watson. Aber ich will fair zu Ihnen sein. Sie sollen wissen, mit wem Sie es zu tun bekommen. Mein Name ist Sheila Conolly. Wir werden bestimmt noch voneinander hören, und zwar schon bald. Das verspreche ich Ihnen.«

Gerald Watson lachte nur rauh, während sein Leibwächter die Lippen zu einem wölfischen Grinsen verzog. Es war der letzte Eindruck, den Sheila vorläufig von den beiden Männern bekam.

Sie zog sich wieder zurück. Johnny erwartete seine Mutter mit großen, fragenden Augen. »Was haben Sie dir denn getan, Mummy?«

Sheila lächelte gequält. »Nichts, mein Junge, überhaupt nichts haben sie mir getan.«

Er schaute sie prüfend an. »Weinst du?«

»Nein, nein, nicht.«

Johnny legte seine Finger in die Hand der Mutter. »Rufst du jetzt Daddy an?«

»Das hatte ich in der Tat vor.« Überall in den Gängen verteilt gab es auch Telefone. Die Apparate waren durch schalldämpfende Hauben

geschützt. Mutter und Sohn brauchten nicht einmal weit zu laufen, um zu einer der Hauben zu gelangen.

Sheila sagte nichts mehr. Sie hatte jedoch das Gefühl, daß einiges auf sie zukommen würde, und daß im Hintergrund eine gefährliche Schwarze Magie lauerte…

***

Suko und ich sprachen sehr leise über Jane Collins, während sich Bill ziemlich lange mit seiner Frau unterhielt. Er selbst redete nicht so viel, hörte zu, und die blicke, die ich ihm hin und wieder zuwarf, wurden mehr als skeptisch.

Wenn jemand so lange sprach, war etwas nicht in Ordnung.

Suko und ich wurden immer stiller, so daß wir Bill auch besser verstehen konnten. »Ja, natürlich«, sagte er zum Schluß. »Ich habe mir die Namen sehr gut gemerkt. Du wirst zu uns kommen, dann sehen wir weiter. Bis später dann.«

Er legte auf, wischte sich über die Stirn und ging zu seinem Platz.

Erst als sich Bill gesetzt hatte, stellte ich die erste Frage.

»Was war denn los?«

Bill nahm noch einen Schluck. »Es ist die Höhe!« flüsterte er.

»Erzähl schon.«

In den nächsten zehn Minuten berichtete der Reporter. Wir waren aufmerksame Zuhörer und stellten alle drei fest, daß diese Begegnung, die Sheila mit dem seltsamen Raben gehabt hatte, aus dem Rahmen fiel. Sie war nicht normal, man konnte sie nicht richtig einordnen und auch keine Erklärung dafür geben.

»Da spielen andere Kräfte eine Rolle«, sagte ich und schaute den Reporter fragend an.

»Das finde ich auch.«

»Also stellen wir Jane Collins vorerst zurück«, zog Suko den Schlußstrich.

Dagegen hatte ich etwas. Wenn ich mich schon zu einem so folgenschweren Entschluß durchgerungen hatte, wollte ich ihn auch ausführen. »Nein, wir stellen Jane Collins nicht zurück. Wir werden uns darauf konzentrieren, daß wir sie außer Landes schaffen. Um jedoch die Vorbereitungen durchführen zu können, brauchen wir ja nicht zu dritt dabei zu sein. Wir teilen uns auf. Du, Bill, managst das mit Jane, während Suko und ich uns um diesen seltsamen Raben und die Familie Watson kümmern. Klar?«

Der Reporter machte wieder sein Essiggesicht. »Jein«, meinte er.

»So richtig habt ihr mich nicht davon überzeugt, wenn ich ehrlich sein soll.«

»Du bist der beste Organisator«, lobte ihn Suko.

Bill winkte ab. »Das sagst du nur, um mich loszuwerden.«

Ich wechselte das Thema. »Wann will Sheila zurückkommen?« fragte ich.

»Einen genauen Zeitpunkt hat sie nicht angegeben. Ich gehe davon aus, daß es vielleicht eine Stunde dauert. Sie wollte noch mal nach diesem Doug Watson schauen.«

»Du kennst die Familie nicht?«

Bill schüttelte den Kopf. »Sorry, John, aber Sheila hat mich aufgeklärt. Das ist der Fisch-Watson.«

Ja, ich wußte Bescheid. Watsons Rollmöpse hatten mir schon über manchen Kater hinweggeholfen. Und jetzt würde ich dienstlich mit dieser Familie zu tun bekommen. Wenn wir hinfuhren, mußten wir wissen, wo die Leute wohnten.

Bill wollte nachschauen. »Sheila sagte mir, daß sie in Cornwall leben, aber momentan hier bei London zu Besuch sind. Da müssen sie noch ein Haus haben und auch gemeldet sein. Ich schaue mal in denentsprechenden Büchern nach.«

Unser Freund verschwand. Ich holte mir eine Tasse und nahm einen Schluck Tee.

»Du bist nicht begeistert?« fragte Suko.

»Nein.«

»Weshalb?«

»Ein Rabe mit glühenden Augen. Was kann das sein?«

»Ganz einfach. Ein teuflischer Vogel und der Diener irgendeines Dämons.«

Ich rührte den Tee um, damit sich der Zucker auflöste. »Exakt, mein Lieber. Und an wen hast du gedacht?«

»An den Teufel!«

»Genau das ist es. Wenn dieser Rabe ein Diener des Teufels sein sollte, hält uns Asmodis auf diese Art und Weise unter Beobachtung und wird auch weiterhin über unsere Aktivitäten informiert sein. Das ist insofern schlecht, da es jetzt um Jane Collins geht.«

Suko seufzte. »Dann bleibt uns nichts anderes übrig, als Jane auch weiterhin im Kloster zu lassen.«

»Nein!«

Sogar Suko erschrak, denn so laut hatte ich das Wort ausgesprochen. »Sie wird nicht im Kloster bleiben. Jane bekommt das Alu-Herz, das steht für mich fest. Aber wir werden etwas tun. Sollte dieser Rabe tatsächlich zur Beobachtung abgestellt worden sein, werden wir ihn uns vornehmen und vernichten.«

»Zusammen mit den Watsons?«

»Falls sie etwas damit zu tun haben.«

Bill kehrte zurück. In der Hand hielt er einen Zettel, auf den er die Informationen notiert hatte. »Es gibt südlich von hier einen Watson Forest. Das ist ein ziemlich großes Gebiet, das sich die Familie mal

gekauft hat. Wenn sich die Watsons in London aufhalten, bewohnen sie wahrscheinlich ihr Haus dort.«

»Mehr hast du nicht herausgefunden?« fragte ich.

»Reicht das nicht?«

»Doch.« Ich drückte mich aus dem Sessel hoch. »Dann werden Suko und ich mal fahren.«

Bill hatte etwas dagegen. »Dazu würde ich nicht raten. Wartet doch lieber, bis Sheila wieder hier ist. Vielleicht hat sie noch einige Informationen bekommen.«

Der Gedanke war nicht schlecht. So nahmen wir noch einmal Platz und richteten uns auf eine Wartezeit ein. Bill kochte sogar Kaffee. Gebäck fand er auch, und wir hockten uns wieder zusammen, um über Jane Collins zu sprechen.

So richtig war ich während des Gesprächs nicht bei der Sache. Mir spukte noch immer dieser komische Rabe im Kopf herum, wobei ich davon überzeugt war, daß wir mit ihm noch einigen Ärger bekommen würden…

***

Nach dem Gespräch atmete Sheila scharf aus. Jetzt fühlte sie sich wesentlich wohler. John Sinclair, Suko und Sheilas Mann Bill würden bestimmt dafür sorgen, daß diesem Watson gezeigt wurde, wo dessen Grenzen waren. So durfte man einfach mit anderen Menschen nicht umgehen, wie er es gemacht hatte. Das war schon feudalistisch.

»Geht es dir jetzt besser, Mummy?« fragte ihr Sohn.

»Und ob, mein Lieber. Und ob.«

»Dann können wir ja nach Hause fahren.«

»Sicher. Aber erst fragen wir, wie es deinem kleinen Douglas ergangen ist?«

»Ja, komm mit.«

Sheila brauchte unbedingt frische Luft. Deshalb wollte sie den Weg über den Hof nehmen. Zudem hatte sie auch vor, einen Blick nach dem Raben zu werfen. Sie ging davon aus, daß sich das Tier auch weiterhin in der Nähe des Krankenhauses herumtrieb.

Sie verließen das Gebäude durch das Hauptportal. Die breite Treppe war vom Schnee befreit und bestreut worden, so daß für die Besucher keine Rutschgefahr bestand. Um das Ziel zu erreichen, wandte sich Sheila nach links. Dort lagen auch die Parkplätze. Mit ihrem Sohn an der Hand schritt sie über einen Weg, der parallel zum Krankenhausgebäude herlief und auch den Parkplatz berührte.

Da weder Büsche noch Bäume ihr die Sicht nahmen, konnte sie schon von weitem die Menschen erkennen, die ihr entgegenkamen.

Es waren vier Personen.

Watson, sein kleiner Sohn, der Leibwächter und das Kindermädchen

Helen Murphy. Und es sah so aus, als wollten alle vier den Parkplatzansteuern, um wegzufahren.

Sheila besaß kein schlechtes Gewissen. Zudem ging es ihr nicht um den Vater. Der verletzte Doug konnte nichts dazu, daß sein Erzeuger ein so großer Menschenverächter war.

»Da sind sie ja!« rief auch Johnny.

Auf dem Parkplatz trafen die Gruppen zusammen. Von verschiedenen Seiten kamen sie, und Helen hielt den Blick gesenkt. Trotzdem erkannte Sheila die Rötung an der linken Wange. Wahrscheinlich war sie von einem der beiden Männer geschlagen worden.

In Sheila stieg die Wut hoch. Innerlich zitterte sie.

Watson schaute sie eiskalt an. »Was wollen Sie noch hier, verdammt?«

»Fragen, wie es Ihrem Sohn geht.«

»Das hat Sie nicht zu interessieren.«

Sheila schüttelte den Kopf. »Meine Güte, wie kann man nur so verbohrt sein! Schließlich bin ich es gewesen, der Ihren Sohn ins Krankenhaus gefahren hat…«

»Kommst du mit mir spielen?« fragte Doug und meinte damit Johnny Conolly.

Gerald Watson überhörte die Bemerkung seines Sohnes und wandte sich an den grimmig dreinschauenden Leibwächter.

»Schließ schon den Wagen auf!«

Hicky Hancock nickte. Er setzte sich in Bewegung und schritt dicht an Sheila vorbei, die wie eine Eissäule stehenblieb und keinen Schritt zur Seite trat. Nur ihr verachtender Blick traf das Gesicht des Mannes, dessen Ziel ein dunkelblauer Rolls Royce war, der nahe Sheilas Wagen stand.

Watson selbst wandte sich wieder an Sheila Conolly. »Für meinen Sohn suche ich die Spielkameraden selbst aus«, erklärte er. Er deutete auf das verpflasterte Gesicht. »Sie sehen ja, was dabei rauskommt, wenn man nicht persönlich achtgibt.«

»Sie haben ein armes Kind«, erwiderte Sheila. Sehr genau erkannte sie den traurigen Ausdruck im Gesicht des Jungen. Trotz dieser Verletzungen hätte er sicherlich gern mit Johnny gespielt, doch sein Vater würde ihm immer einen Strich durch die Rechnung machen.

Der war unbelehrbar und ging dabei über Leichen.

Das Kindermädchen wagte überhaupt nichts zu sagen. Es stand daneben und hielt den Kopf gesenkt. Wahrscheinlich schämte sich Helen auch. Ihre Lippen zuckten.

Hancock hatte den Wägen geöffnet. Die Tür hielt er noch geschlossen, da sein Boß keinerlei Anstalten traf, einzusteigen. Watson wollte noch einige Worte mit Sheila Conolly reden. »Ich werde die Sache mit dem Vogel nicht auf sich beruhen lassen«, erklärte er.

»Wundern Sie sich nicht, wenn bei Ihnen die Polizei auftaucht. Ich kann nämlich nicht glauben, was Sie da berichtet haben. Sicherlich stecken Sie mit meiner Angestellten unter einer Decke. Vielleicht wollten Sie sogar den Jungen entführen und aus mir ein Vermögen herauspressen.«

Sheila war im ersten Augenblick sprachlos. Sie hatte ja schon viel erlebt, aber das war zuviel. »Wissen Sie überhaupt, was Sie da gesagt haben?« fragte sie.

»Sehr genau.«

»Dann darf ich Ihnen sagen, daß ich bereits die Polizei informiert habe. Sie werden bestimmt im Laufe des Tages noch Besuch von Scotland Yard erhalten. Und was die angebliche Entführung betrifft«, jetzt steigerte Sheila ihre Stimme, »so sollten Sie wirklich sehr vorsichtig sein. Keiner von uns hat Ihr Geld nötig. Ich bin mir völlig sicher, daß ich auf Ihre Anschuldigung noch zurückkommen werde.«

Diese Worte hatten Gerald Watson unsicher gemacht. Er bewegte den Mund, ohne etwas zu sagen, starrte Sheila scharf an und holte tief Luft. Die Frau drehte sich und nahm die Hand ihres Sohnes.

»Komm, Johnny, wir werden fahren.«

»Da ist der Vogel!«

Nicht Johnny hatte die Worte gesprochen, sondern Doug. Sheila, schon im Begriff, zu ihrem Fahrzeug zu gehen, blieb stehen und drehte sich. Doug Watson deutete schräg in die Höhe, wo auf einem mit festgefrorenem Schnee bedeckten und verkrümmt wachsenden Baumast der schwarze Rabe mit den bösen Augen saß.

Auch die anderen schauten hin. Gerald Watson wurde blaß. Sheila hatte das Gefühl, daß diese Blässe ihn nicht allein wegen des plötzlichen Anblicks überfallen hatte. Da mußte noch etwas anderes mitspielen.

Möglicherweise ein bestimmtes Wissen.

Der Kolkrabe saß so unbeweglich auf dem Ast wie zuvor auf der Stange des Klettergerüsts. Nur das Leuchten in seinen Augen zeigte an, daß überhaupt Leben in ihm steckte.

»Mummy, der fliegt gleich!« Johnny hatte die Worte geflüstert, und Sheila nickte.

Ihr Kopf befand sich noch in Bewegung, als sich der Rabe fallen ließ. Plötzlich breitete er die Flügel aus, öffnete den Schnabel und stieß ein lautes, krächzendes Geräusch aus, das schon an einen Schrei erinnerte.

»Schieß ihn ab!« Gerald Watson brüllte den Befehl, der seinem Leibwächter galt.

Darauf hatte Hancock gewartet. Er sprang einen Schritt zurück.

Seine Hand glitt unter die Jacke und riß den schweren Revolver hervor. Zu spät, der Rabe hatte ihn bereits erreicht.

Bevor sich Hancock auf die neue Lage einstellen konnte, flatterte der

Vogel über ihn und hackte zweimal zu. Die Schnabelspitze riß Wunden, und genau dort, wo sie getroffen hatte, färbte sie die blonden Haare rot.

Hicky schlug mit der freien Hand nach dem Tier, erwischte einen Flügel, konnte ihn aber nicht halten und führte einen fast lächerlich wirkenden Tanz auf.

Für Sheila Conolly war der Rabe nicht wichtig. Sie wollte ihren Sohn in Sicherheit bringen. So heftig zog sie Johnny auf den Wagen, zu, daß der Kleine fast gestolpert wäre, aber Sheila hielt ihn eisern fest. Sie holte den Schlüssel hervor und achtete nicht auf Hancock, der noch immer gegen den Raben kämpfte.

Erst als Sheila die Tür aufgeschlossen und Johnny in den Wagen gedrückt hatte, konnte sie sich wieder um die anderen Vorgänge kümmern. Seine Waffe hatte Hancock gezogen, aber er suchte noch immer nach dem Ziel, denn der gefährliche Rabe stellte sich schlau an.

Er war nicht nur schnell, auch wendig, und es gelang ihm immer wieder, durch seinen Zickzack-Flug der sich auf ihn einpendelnden Mündung zu entwischen. Die Wunde auf dem Kopf des Mannes war doch tiefer gewesen, als es den Anschein hatte. Blut quoll hervor, hatte sich verteilt, konnte von den dünnen Haaren nicht aufgehalten werden und lief übers Gesicht.

Hicky geriet in Rage. Er wollte den Vogel killen und drückte ab.

Seinen rechten Schußarm hatte er mit der linken Hand abgestützt, das Gesicht war voller Wut verzerrt.

Zweimal wummerte die schwere Waffe auf. Der Vogel schien es geahnt zu haben, denn er änderte seinen Flug und verschwand im Astwerk eines Baumes, so daß ihn die Kugeln verfehlten, gegen die hart gefrorenen Zweige schlugen und einen abrissen, der dann zu Boden trudelte.

Die Echos verrollten. Ein jeder hörte, wie das triumphierende Krächzen des Raben die Stille unterbrach. Er schien sich über die Hilflosigkeit der Menschen lustig zu machen.

Gar nicht lustig fand dies Gerald Watson. Der Mann stand an seinem Wagen, den Jungen hatte er ebenfalls hineingeschoben, er selbst hielt sich an der offenen Tür auf und brüllte seine Wut hinaus.

»Verdammt noch mal, Hancock. Du hast immer gesagt, du könntest einer Fliege das Auge ausschießen. Jetzt beweise deine Kunst.«

»Er ist zu schnell!«

»Eine Kugel ist schneller!« Hancock nickte verbissen. Mit einer fahrig wirkenden Geste wischte er sich das Blut aus dem Gesicht und lief auf den Baum zu, in dessen kahler Krone sich der Vogel versteckt hatte.

Watson schaute zu Sheila hinüber. »Sie tragen die Schuld!« rief er.

»Wieso ich?«

»Verdammt, Sie hätten…« Er redete nicht mehr weiter, sondern sah

zu, wie sein Leibwächter den Vogel suchte und dabei auch den Waffenarm bewegte.

Wieder feuerte er.

Blaß stand die Mündungsflamme vor der Waffe, doch das Geschoß richtete nur Schaden in der oberen Stammhälfte an, wo es die Rinde auffetzte. Der Rabe war nicht zu erwischen. Er war weggeflogen und kam von der anderen Seite. Es war Sheila, die ihn entdeckte.

Obwohl sie Gerald Watson ablehnte, war sie doch so fair, um ihn zu warnen. »Passen Sie auf, hinter Ihnen!«

Watson begriff. Er drehte sich um, sackte gleichzeitig zusammen und sah die gefährlichen, roten Augen des Raben auf sich gerichtet.

Das Tier selbst raste in einem wahren Sturzflug auf ihn zu.

Watson hatte Glück, daß er eine Mütze trug. Der Rabe erreichte ihn, hackte zu, und Gerald verlor die Mütze. Instinktiv riß er noch einen Arm hoch, um den jetzt bloßen Kopf zu schützen, aber da war der unheimliche Vogel schon wieder in die Höhe gestiegen, und auch Hicky Hancock konnte ihn durch eine Kugel nicht mehr erreichen, da der Rabe gleichzeitig zur Seite gewichen war und somit aus dem Bereich des Geschosses geriet.

Watson tobte. Er drohte hinter dem Vogel her, brüllte seinen Leibwächter an, der wieder schoß.

Schräg jagte die Kugel in die Luft, und diesmal hatte das unheimliche Tier nicht richtig achtgegeben. Die Kugel war schneller, aber sieerwischte den Vogel nicht voll, sondern zupfte nur an seinem Gefieder.

Der Rabe fiel nach unten. Gerald Watson schrie schon triumphierend auf, als das Tier seine Flugrichtung änderte und auf ihn zujagte.

Innerhalb einer Sekunde war er bei ihm und zielte auf sein Gesicht. Watson stand noch immer an der offenen Tür. Er bekam die Hände nicht schnell genug hoch und wurde erwischt.

Die Flügel schlugen gegen seine Schultern, die Schnabelspitze aber hämmerte zwischen Oberlippe und Nase gegen seine Wange, wo sie eine blutende Wunde hinterließ.

Watson begann zu brüllen. Sein Aufpasser konnte nicht schießen, da sich der Rabe zu dicht an Watsons Gesicht befand, sonst hätte die Kugel noch den Falschen getroffen.

Watson traf den Raben, schmetterte ihn zu Boden, doch der Vogel schien aus Gummi zu bestehen, so schnell kam er wieder hoch und hackte in den Hals des Mannes, bevor er zurückflog, dicht über dem Untergrund blieb und von dem schwarzen Wagen gedeckt wurde, so daß Hicky ihn auch nicht erwischen konnte.

Hancock rannte zwar auf den Rolls zu, als er ihn erreichte, war der Rabe aber schon verschwunden. Wie ein schwarzer Pfeil stieg er in die Luft. Sein Krächzen schallte wie Hohngelächter der Erde entgegen,

und es war auch ein letzter Gruß, denn er verschwand.
Hicky ließ seinen Waffenarm sinken. Mit einem Taschentuch wischte und tupfte er das Blut aus seinem Gesicht, während sein Boß völlig anders reagierte. Er fluchte lauthals, schüttelte den Kopf, so daß einige rote Tropfen in den Schnee fielen und die Stelle zeichneten.
Sheila ging auf ihn zu. Sie ließ sich auch durch Hancock nicht beirren, der ihr freiwillig Platz schuf. Im Hintergrund hielt sich das Kindermädchen auf. Helen war ebensowenig angegriffen worden wie Sheila Conolly oder der kleine Johnny. Und das hatte Bills Frau stutzig werden lassen.
Dicht vor dem Fabrikanten blieb sie stehen und schaute ihn scharf an.
»Verdammt, was starren sie so?« Watson hatte endlich ein Taschentuch gefunden und begann damit, sein Gesicht zu säubern.
»Ich hoffe, daß Sie Ihre Meinung jetzt ein wenig geändert haben«, sagte Sheila.
»Und wieso?«
»Mein Sohn und ich haben mit dem Überfall des Vogels nichts zu tun. Das ist allein Ihre Angelegenheit.«
»Wie meinen Sie das denn?«
»Ganz einfach. Es muß doch irgendwo einen Grund geben, daß nur Sie und ihre Familie angegriffen wurden. Oder finden Sie nicht? Denken Sie darüber nach.«
»Ja, das habe ich!« knirschte er.
»Und?«
»Kann es nicht sein, daß jemand das Tier dressiert hat?« Es war eine lauernd klingende Frage gewesen, und der gleiche Ausdruck stand auch in seinen Augen.
»Können Sie das vielleicht präzisieren?«
»Wenn Sie wollen, Mrs. Conolly. Es ist doch möglich, daß Sie oder Ihr komischer Sohn…«
Da schlug Sheila zu. Sie hatte einfach zu viele Beleidigungen von diesem Mann entgegennehmen müssen, so daß es einfach zu dieser Reaktion hatte kommen müssen. Ihre Hand klatschte gegen die Wange des Fabrikanten, und es war ihr völlig egal, ob der Mann seine Wunden im Gesicht hatte. So etwas durfte sie sich nicht bieten lassen.
Vor Überraschung trat der andere zurück. Er öffnete den Mund und flüsterte: »Sind Sie eigentlich verrückt geworden? Wahnsinnig, wie?«
»Nein, aber ich lasse mir nichts mehr gefallen.« Sie hörte hinter sich Schritte und sah in Hickys Gesicht. »Hüten Sie sich, mich auch nur einmal zu berühren!« Sheilas Stimme klirrte, und selbst der abgebrühte Hancock stoppte.
Vielleicht hätten sie sich noch weiter gestritten, aber die Schüssewaren gehört worden. Leute eilten herbei. Krankenpfleger und

auch Schwestern. Sogar der Hausmeister erschien.

Natürlich erwarteten die Menschen eine Erklärung. Die gab ihnen Gerald Watson. Er sprach davon, von einem Vogel angegriffen worden zu sein, wie sein Sohn, den sie zur Behandlung gebracht hatten.

»Und wo ist der Vogel jetzt?«

»Verschwunden.«

»Was war das für ein Tier?«

Watson war schon dabei, einzusteigen. »Ein Rabe. Aber das ist uninteressant.«

Die Helfer merkten, daß sie mit diesem Mann nichts anfangen konnten. Sie ließen ihn fahren. Hancock hatte sich hinter das Lenkrad gesetzt. Das Kindermädchen mußte zusammen mit Watson und dessen Sohn im Fond Platz nehmen. Langsam rollte die Luxuskutsche an Sheila vorbei. Die beiden Männer warfen ihr keinen Blick zu.

Dafür der Junge und die Kinderschwester. Obwohl die Scheiben fast undurchsichtig waren, konnte Sheila Conolly die Traurigkeit in den Gesichtern erkennen. Der kleine Douglas hob die Hand zu einem zaghaften Winken, das Sheila erwiderte.

Sie konnte sich vorstellen, unter welch einem Druck der Junge stand. Es war ja nicht nur sein Vater, der für ihn kein Verständnis aufbrachte, auch die letzten Ereignisse mußten ihn völlig aus der Bahn geworfen haben.

Helen Murphy erging es sicherlich nicht anders. Auch sie war entnervt und nur noch ein Häufchen Elend. Schon längst hatte Sheila Conolly beschlossen, ihr auf irgendeine Art und Weise zu helfen.

Nur wußte sie noch nicht, wie sie es anstellen sollte, das würde sich aber schon irgendwie ergeben.

Sie schaute dem Wagen nach, wie er hinter einer Kurve verschwand und zur Ausfahrt rollte. Diese Episode war vorbei, aber der Fall hatte gerade erst begonnen. Sie selbst würde wahrscheinlich nicht hinter das Geheimnis der Familie kommen, das war die Sache der beiden Geisterjäger John Sinclair und Suko.

Sheila stieg in den Wagen. Johnny saß verängstigt auf dem Rücksitz. »Ist der böse Vogel jetzt verschwunden?« fragte er mit zitternder Stimme.

»Ja, er ist weg.«

»Kommt er wieder?«

Sheila hatte es sich angewöhnt, ihren Sohn nicht zu belügen.

Deshalb sagte sie: »Das weiß ich nicht. Ich hoffe, daß er uns nicht angreifen wird.«

»Aber warum hat er das getan?«

»Darum wird sich Onkel John kümmern.«

»Suko auch?«

»Bestimmt.«

»Und unser Daddy?«
Sheila hob die Schultern. »Zwei werden wohl reichen. Daddy muß sich um andere Dinge kümmern.« Dabei dachte sie an das gewagte medizinische Experiment, das sie mit Jane Collins vorhatten.
Sheila und Bill hatten sehr oft über diese Lösung gesprochen, und beide waren einverstanden gewesen.
Jetzt fuhr auch sie an. Auf den Scheiben lag ein hauchdünner Film aus Schnee. Winzige Flocken rieselten vom Himmel, mit dem bloßen Auge kaum zu erkennen.
Dafür sah sie die kalte Sonne, die sehr tief stand und an ihren Rändern zerfaserte.
Dieser Januar hatte es wirklich in sich. Aber darauf nahmen Dämonen keine Rücksicht.

***

Ich fuhr!
Sheila hatte Suko und mir sehr genau berichtet, was vorgefallen war. Und wir hatten uns einen ersten Eindruck über die Familie Watson verschaffen können.
Klar, daß wir ihnen vorbelastet entgegentreten würden, und es stand auch fest, daß diese Familie ein Geheimnis umgab, das man vielleicht mit dem Begriff Fluch umschreiben konnte.
Dieser Vogel mit den roten Augen war nicht normal. Wir gingen zunächst weiterhin davon aus, daß es sich um einen Sendboten des Teufels handelte, und vielleicht hatten die Watsons oder deren Vorfahren irgendwann einmal mit dem Teufel in Verbindung gestanden. In einer Stunde würden wir sicherlich mehr wissen, denn so langedauerte es mindestens, bis wir bei diesen Wetterbedingungen unser Ziel erreicht hatten, obwohl die City von London längst hinter uns lag.
Ich kannte mich zwar in der Londoner Umgebung gut aus, aber vom Watson Forest hatte auch ich noch nichts gehört. Über die Familie war wenig bekannt. Wir konnten nur in Erfahrung bringen, daß ihr der Forest gehörte und ein Teil ihres Einkommens aus dem Holzverkauf resultierte.
Leider war mittlerweile viel Zeit vergangen, so daß wir erst am Ziel eintreffen würden, wenn sich die Dämmerung über das Land gelegt hatte. Aus Sicherheitsgründen hatte ich die Scheinwerfer eingeschaltet, denn hin und wieder auftauchende Nebelbänke machten die Fahrt neben der glatten Straße noch tückischer.
Auch als wir uns nahe der Themse bewegten, gerieten wir wieder in eine solche Nebelbank. Zudem war die Fahrbahn spiegelglatt geworden. Ich hatte zwar die Winterreifen aufziehen lassen, sie nutzten bei dem herrschenden Glatteis aber auch nicht viel. Beide

merkten wir, wie der schwere Bentley ins Schwimmen geriet, so daß ich einige Male vorsichtig gegenlenken mußte, um nicht von der Straße zu rutschen.

Der Nebel war verdammt dicht. Unsere Sicht betrug nicht einmal 20 Yards. Bei diesem Wetter blieben selbst die Katzen im Haus, und auch Wochenendausflügler sahen wir nicht.

Zum Glück lichtete sich die Wand ein wenig. Beide starrten wir in den Dunst und entdeckten auch den dunklen Fleck, der etwa in Baumhöhe flog.

»Da ist ein Vogel!« sagte Suko.

Normalerweise hätten wir ihn kaum zur Kenntnis genommen, aber nach Sheilas Berichten waren wir gegen Vögel allergisch geworden, zudem war dieser, der vor uns herflog, noch schwarz.

Seine Augen sahen wir nicht. Er war auch schnell wieder verschwunden, so daß unsere Spannung ein wenig nachließ.

»Ob er das war?« fragte Suko.

»Wir müssen damit rechnen.«

»Dann stehen wir also jetzt schon unter Beobachtung.«

»Sieht so aus.«

Nach diesem Dialog schlief die Unterhaltung ein, da ich mich auf das Fahren konzentrieren mußte. Wir verließen die Nebelstrecke.

Ich stellte die Wischer an. Sie befreiten die Außenseite der breiten Frontscheibe von dem dünnen Schneefilm.

Das Licht der Scheinwerfer verlor sich auf der weißen Fläche, denn der Weg war von einer festgefahrenen Schneedecke bedeckt.

Hier konnte ich auch mit Winterreifen relativ gut fahren, so daß wir möglicherweise unseren Zeitplan einhielten.

Rechts und links lagen Wiesen, Felder und kleine Hügel in einem nahezu andächtigen Schweigen. Das Waldgebiet würde erst später beginnen, und zwar dort, wo auch der Watson Forest anfing.

Wir sahen ihn bereits als dichten Schatten links vor uns. Er nahm dort das gesamte Blickfeld ein, und als wir eine Straßenkreuzung erreichten, rollten wir in die entsprechende Richtung.

Ein einsamer Radfahrer kam uns entgegen. Der vermummte Mann hatte Mühe, die Spur zu halten. Ich wollte auf Nummer Sicher gehen, stoppte und ließ die Scheibe nach unten fahren.

Auch der Mann hielt.

Freundlich erkundigte ich mich nach dem Weg zum Watson Forest und bekam zur Antwort, daß wir uns auf der richtigen Strecke befänden, was mich froh stimmte. Sich bei diesem Wetter zu verfahren, hätte uns gerade noch zu unserem Glück gefehlt.

Jedem Besucher wurde klargemacht, wer das Sagen hatte, denn am Ende der schmalen Straße führte die Strecke zwar weiter, aber als Privatweg, wie das mit Schnee beklatschte Schild deutlich zeigte.

Es stand an der linken Wegseite. Die Buchstaben besaßen eine rote Signalfarbe, so daß sie von keinem Ankömmling übersehen werden konnten.

Auch ich ließ den Bentley ausrollen. Kein Gitter hielt uns auf, der Weg führte weiter, aber er stach in den Wald hinein. Es war kein allzu dichter Bewuchs vorhanden, die Bäume glichen Gerippen, und sie flankierten einen Hohlweg, der irgendwie Ähnlichkeit mit einer kleinen Allee besaß.

In die dünne Schneedecke hatten sich Keifen eingedrückt. Unsere Spuren waren es nicht. Die Abdrücke standen sehr breit auseinander, und ich mußte an Sheilas Worte denken. Sie hatte von einem Rolls Royce gesprochen. Danach sahen mir die Spuren auch aus.

Suko war der gleichen Ansicht. »Nur diesen komischen Raben sehe ich nicht mehr.«

»Der wird uns schon noch unterkommen, fürchte ich.«

»Fahr, John, dann haben wir es hinter uns.«

Der erste Eindruck hatte mich nicht getäuscht. Wir blieben auf diesem Hohlweg und fuhren nicht in einen dichten Wald hinein.

Fast jeder Baum besaß den gleichen Abstand zu seinem Vorgänger oder Nachfolger. Braunes Wintergras wuchs aus dem Schnee.

Weideflächen schlossen sich jenseits der Bäume an, und der Wald, den wir als schattenhaftes Gebiet auf der Herfahrt entdeckt hatten, lag noch weiter links, so daß wir das Gefühl bekamen, uns mehr in den Ausläufern des Watson Forest zu befinden.

Unter den Reifen des Wagens platzte und knirschte der hartgefrorene Schnee weg. Eis glitzerte auf dem kahlen Geäst. Die Bäume wirkten wie tote Gegenstände. Jegliches Leben schien in ihnen erfroren zu sein. Als stumme Wächter begleiteten sie unseren Weg und verschwanden allmählich innerhalb der Schatten, die von der Dämmerung hervorgerufen wurden, denn in sie fuhren wir geradewegs hinein.

Vom Wohnsitz der Familie Watson sahen wir nichts. Nicht einmal Licht schimmerte uns entgegen. Nur die Weite des Landes mit den kahlen Totenbäumen und das kalte bläuliche, stumme Glitzern des Eises.

Keine Vögel hockten auf den Zweigen. Dabei hätten sie oder die Raben wirklich in eine Szenerie, wie wir sie durchführen, hineingepaßt. Selbst diesen gefiederten Lebewesen schien es zu kalt geworden sein, aber wir sahen im blassen Licht unserer Scheinwerfer sehr deutlich die Reifenspuren des Rolls. Das gab uns die Hoffnung, auf der richtigen Strecke zu sein.

Es gibt Alleen, die erscheinen endlos. Auch hier hatte ich das Gefühl, daß die von den kahlen Bäumen flankierte Straße überhaupt kein Ende nehmen wollte. Sie stach in eine weite Ebene hinein, und je

weiter wirschauten, um so enger wuchsen die Baumreihen zusammen.
»Kann langweilig werden«, meinte Suko.
Ich lachte. »Besser als umgekehrt.«
»Stimmt auch wieder.«
Schlagartig war die Langeweile vorbei. Es ging wirklich von einer Sekunde auf die andere, und ich war froh, mich so stark konzentriert zu haben, sonst hätte ich ihn vielleicht überfahren.
Ihn, das war ein Kopf.
Und er lag mitten auf der Fahrbahn.
Selbst Suko regte sich auf. »Verdammt, John, das ist ein abgehackter Kopf. Um Himmels willen…«
Ich bremste schon. Stotternd, wie es sich für glatten Untergrund gehört.
Ohne viel zu rutschen, wurden wir langsamer.
Etwa fünf Schritte vor dem Schädel hielten wir an.
Obwohl die Szene makaber genug war, überstürzten wir beide nichts und blieben zunächst sitzen. Es konnte eine gefährliche Falle sein, und Suko, der sich losgeschnallt hatte, schaute sich nach allen Seiten um, weil er nach eventuellen Gegnern Ausschau hielt, wozu er natürlich auch den Raben zählte.
»Einer muß aussteigen«, sagte ich.
»Okay.« Suko nahm mir die Entscheidung ab. »Ich schaue mir den Schädel mal an. Bleib du solange im Wagen.«
Eigentlich hatte ich es tun wollen, diesmal war mein Partner schneller gewesen. Nickend stimmte ich zu.
Der Inspektor überstürzte nichts. Er drückte den Wagenschlag behutsam nach außen, schwang die Beine hinaus, und kalte Luft drang mir entgegen, so daß ich fröstelte.
Dann hatte Suko den Bentley verlassen. Die Tür schwang wieder zu, und ich sah meinen Freund sehr vorsichtig gehen, denn er wollte keinen Ausrutscher riskieren.
Der Schädel lag zwischen den beiden Lichtlanzen der weißgelben Scheinwerfer. Ich konnte ihn ziemlich deutlich sehen. Das Gesicht war mir zugedreht. Weiße Haare bedeckten den Kopf wie Strähnen.
Weiß waren auch die Brauen über den starren Kugeln, die einmal so etwas wie Augen dargestellt hatten.
Jetzt wohnte kein Leben mehr in ihnen.
Suko geriet in den Lichtschein. Er war sehr vorsichtig, hob dann die linke Hand und gab mir mit dieser Geste zu verstehen, daß alles in Ordnung war.
Er irrte sich.
Die Gefahr war vorhanden und hatte nur im Hintergrund gelauert, um so gefährlicher und schneller zuschlagen zu können. Sie mußte sich hinter uns versteckt haben, denn hinter dem Bentley vernahm ich

das Geräusch. Es waren keine Schritte, ein dumpfes Donnern, das man mit dem Wort Hufgetrappel umschreiben konnte.

Plötzlich war er da!

Als ich ihn sah, fiel mir ein, daß er in den Schatteninseln zwischen den Bäumen gelauert haben mußte. So versteckt, daß wir ihn nicht hatten sehen können.

Wie ein Geist und mit großer Geschwindigkeit huschte er an der linken Wagenseite vorbei, war im Nu bei Suko, und mein Warnschrei blieb mir in der Kehle stecken.

Auch Suko hatte das Huftrappeln vernommen. Er war jedoch von dem Anblick des Schädels so fasziniert gewesen, daß er vielleicht um den berühmten Atemzug zu spät reagierte. Als mein Partner und Freund herumschwang, hatte ihn der Reiter schon erreicht.

Er kam wie ein Blitzschlag.

Suko riß die Arme hoch, um sich zu schützen, und mir blieb vor Schreck das Herz fast stehen. Ich wußte, wie gefährlich es war, wenn ein Mensch von einem Pferdehuf voll getroffen wurde. Der konnte sehr leicht tödliche Verletzungen davontragen.

Bei Suko wies alles darauf hin.

Ich sah die wirbelnden Vorderbeine des Pferdes, dann den Körper meines Freundes puppenhaft zur Seite fliegen, auf den Boden prallen und sich dabei überschlagen, um leblos liegenzubleiben.

Das hatte der Reiter gewollt, denn er bückte sich und geriet genau in den Schein der Lichtbalken.

Wie im Schattenriß sah ich seinen ausgestreckten Arm und auch den vom Pferderücken gebückten Körper, denn der Unheimliche wollte etwas aufheben.

Er griff nach dem Kopf.

Als sich die Finger seiner rechten Hand in die weißen Haare wühlten, gerieten die Schultern in den Lichtschein.

Schultern ohne Schädel.

Den hatte er hochgehoben. Dessen breiter Mund verzog sich und schleuderte mir ein grelles Lachen entgegen. Der Reiter drehte seinen Gaul und starrte mich für einen winzigen Moment an. Die Zeitspanne reichte mir jedoch aus, um auch Einzelheiten erkennen zu können.

Den Kopf trug er unter dem rechten Arm. Weit aufgerissen war der Mund. Aus der Kehle schallte mir ein höhnisches, donnerndes Lachen entgegen, bevor der Reiter seinem pechschwarzen Tier die Sporen gab und es mit einem gewaltigen Satz in die Höhe sprang.

Der lange, rot gefütterte schwarze Mantel des Reiters flatterte fahnenartig in die Höhe, und dann setzte die Spukgestalt mit einem gewaltigen Satz über meinen Wagen hinweg, kam hinter dem Heck auf, und ich hörte das Klappern der Hufe, bevor der Kopflose in wilder Karriere davonstob.

Natürlich war ich nicht still sitzen geblieben. Ich hatte den Gurt gelöst, auch meine Beretta gezogen, aber ich war zu keinem Schuß gekommen, weil mich das Auftauchen der Gestalt zu sehr geschockt und überrascht hatte. Zudem hatte ich zusehen müssen, wie schlecht es meinem Freund Suko ergangen war, ohne daß ich etwas dagegen unternommen hatte.

Diese Zeit war jetzt vorbei.

Zornig warf ich die Tür auf, drückte mich aus dem Wagen, hätte fast das Gleichgewicht verloren und hörte, in der Ferne das Hämmern der Hufe allmählich leiser werden.

Der Reiter war uninteressant geworden, denn ich mußte mich um meinen Freund kümmern.

Er lag verkrümmt am Rande der Straße. Nicht weit von einem Baumstamm entfernt. Dabei hatte er Glück gehabt, nicht mit seinem Schädel gegen einen Stamm geschlagen zu sein. Zudem lag er auf dem Bauch, die Arme ausgebreitet.

Suko kam mir vor wie ein Toter, und in mir stieg die Angst hoch.

Ich dachte nicht mehr an den Reiter, mein Freund allein zählte, als ich neben ihn auf die Knie fiel.

Da sah ich das Blut. Es rann aus einer Kopfwunde, die sich dicht über dem Ohr befand. Zähflüssig war es nach unten geflossen und bildete eine Lache auf dem hartgefrorenen Boden.

Ich spürte keine Kälte mehr, mich interessierte kein Reiter, ich wollte nur wissen, was mit Suko geschehen war. Mein Herz hämmerte stark, die Hände zitterten mir, als ich meinen Partner unterfaßte und ihn vorsichtig auf den Rücken drehte.

Erst jetzt konnte ich sein Gesicht erkennen. Es war so bleich und blaß, wobei es mehr an das eines Toten, als an das eines Lebenden erinnerte. Es hatte ihn verflucht hart erwischt. Ein Huf mußte ihm die lange Wunde zugefügt haben. Aus dem Spalt wurde noch immer das Blut wie ein zähflüssiger roter Sirup gedrückt.

Lebte er noch?

Ich traute mich kaum, nach dem Herz oder Pulsschlag zu fühlen, und meine Finger zitterten, als ich sie unter Sukos dicke Winterjacke schob. Auch unter den Pullover und das Hemd mußte ich fassen, um im folgenden Augenblick aufstöhnen zu können, denn ich hatte tatsächlich festgestellt, daß Sukos Herz noch schlug.

Er war nicht tot.

Was er abbekommen hatte, darüber konnte ich nur mehr spekulieren. Wahrscheinlich eine schwere Gehirnerschütterung, deshalb mußte ich ihn zu einem Arzt schaffen.

Aber wo gab es hier einen?

Die nächste Anlaufstelle war die Familie Watson. Okay, ich würde Suko in den Fond legen und ihn mit zu den Watsons nehmen. Dort

mußte Erste Hilfe geleistet werden.

Suko war schwer, und es bereitete mir einige Mühe, ihn überhaupt hochzuheben. Ich schob meine Hände unter seine Arme und schaffte es, ihn in eine Schräglage zu bringen. Leblos hing er in meinem Griff, und so ging ich mit ihm auch auf den parkenden Bentley zu.

Mein Atem ging schnell und keuchend. Die Wolken standen vor meinen Lippen und rissen nicht ab. Ich strengte mich sehr an. Das Blut hörte ich in meinem Kopf rauschen, die kahlen Kronen der Bäume schienen einen regelrechten Tanz aufführen zu wollen, und meine Gedanken beschäftigten sich einzig und allein mit dem Zustand meines Freundes.

Immer näher kam ich dem Wagen. Meine Schritte knirschten, manchmal hatte ich Mühe, die Balance zu behalten, und das Rauschen in meinem Kopf nahm immer mehr zu.

Daß daraus ein Sausen und gleichzeitiges Klatschen wurde, konnte ich nicht begreifen.

Dies mußte einen anderen Grund haben.

Und den hörte ich.

Es war ein kurzes, abgehacktes Krächzen, das mich erreichte und von mir als Warnsignal aufgefaßt wurde. Sofort fand ich die Verbindung zu einem Vogel, ich dachte an Sheilas Worte und ließ Suko zu Boden gleiten. Dabei duckte ich mich auch, und das war gut so, sonst hätte mich das verfluchte Tier noch erwischt.

Den Flügelschlag bekam ich trotzdem ab, zum Glück keinen Schnabelhieb. Während ich fiel, sah ich etwas Schwarzes an mir vorbei und in die Höhe huschen, vernahm wieder das Krächzen, das mich schon an ein Lachen erinnerte, und landete rücklings neben dem Bentley auf dem Boden.

Die Beretta hatte ich schnell gezogen, mein Blick war nach vorn gerichtet. Ich suchte den Vogel, der sich natürlich die Dämmerung als Partner ausgesucht hatte und innerhalb der blaugrauen Schatten zwischen den kahlen Bäumen eingetaucht war.

Hatte er sich tatsächlich zurückgezogen? Das wollte ich nicht glauben. Er war ein Tier, das so leicht nicht aufgab.

Angestrengt schaute ich in die Dämmerung. Der Vogel selbst war schwarz. Sheila hatte uns von blutroten Augen berichtet. Sie waren mir bei der Rasanz des Vorgangs noch nicht aufgefallen, und auch jetzt sah ich ihr verräterisches Leuchten nicht.

Wo konnte er stecken?

Ich ging einmal um den Wagen herum, trat mit schußbereiter Waffe an den gegenüberliegenden Straßenrand, blieb dort stehen und suchte weiterhin nach dem Raben.

Er blieb verschwunden!

Ich wollte mich auch nicht allzu weit vom Bentley entfernen.

Schließlich mußte ich mich um meinem bewußtlosen Freund kümmern, der in seiner Lage wehrlos war. Der Rabe konnte ihn anfliegen und durch Schnabelhiebe sein Gesicht zerstören.

Deshalb ging ich wieder zurück. Ohne angegriffen zu werden, konnte ich Suko packen und auf den Wagen zu ziehen. Im Fond brachte ich meinen Freund unter und legte noch eine Decke über die untere Körperhälfte. Natürlich drängte auch meine Zeit, aber ich wollte mich noch einmal umschauen, denn so ganz traute ich dem Frieden nicht.

Wieder stellte ich mich auf die Mitte der Straße und in die Kälte.

Es war still. Nicht einen Laut vernahm ich. Kein Knacken von Eis, kein Brechen irgendwelcher Äste, kein Vogelschreien.

Eine lauernde Ruhe.

Die plötzlich unterbrochen wurde.

Ich hörte Hufgetrappel!

Es drang aus der Richtung, aus der ich auch gekommen war, und mir wurde klar, daß der Reiter seine zweite Attacke gegen mich ritt.

Diesmal aber war ich gewarnt!

***

Das schmale Gesicht der Frau schien nur aus bleichem Marmor zu bestehen. Die Lippen waren blaß, und selbst die dunklen Pupillen der Augen kamen nicht so zur Geltung, wie es eigentlich hätte sein müssen. Die Frau trug eine beigefarbene hochgeschlossene Bluse und einen langen braunen Kaminrock. Die Strickjacke aus Seidenwolle hatte sie über die Sessellehne gehängt, während sie selbst steif auf der vorderen Sitzfläche des Möbelstücks hockte und die Knie aneinandergepreßt hatte.

In ihrem Gesicht rührte sich nichts. Unter den Augen sprangen die Wangenknochen scharf hervor. Sie machten die Haut noch dünner, als sie tatsächlich schon war.

Die Frau schwieg. Das braune Haar hatte sie zu einem Turm hochfrisiert.

Eine Strähne hatte sich dabei gelockert, war in die Stirn gefallen, und eine blasse Hand drückte die Haare wieder zurück, so daß sie für einen Moment wieder in ihrer ursprünglichen Stellung liegenblieben.

Ansonsten wirkte die Frau wie eine Figur, die in den Rahmen hineinpaßte.

Alte Möbel dekorierten das Kaminzimmer. Die einzelnen Stücke bestanden aus dunklem Holz, die Sessel waren mit dickem grünen Lederbezogen, im Kamin brannte das Feuer, und mancher Holzscheitzersprang mit knisternden Geräuschen.

Ein Mann ging mit hastigen Schritten auf und ab. Er hatte die Hände zu Fäusten geballt, und ein großes Pflaster bedeckte seine Wange. Vor dem Kamin blieb er stehen und starrte die Frau an.

»Verdammt, Celia, warum sagst du nichts?«
Celia Watson hob die Schultern. »Was soll ich dazu sagen?«
Gerald beugte sich vor. »Deine Meinung zum Henker. Oder hast du keine?«
Die Lippen der Frau kräuselten sich zu einem spöttischen Lächeln. »Meinung?« fragte sie. »Kann man bei dir überhaupt eine eigene Meinung besitzen, Gerald?«
»Ja.«
»Das hast du mir doch abgewöhnt. Du bist derjenige, der alles kontrolliert, regiert, deligiert…«
»Ich weiß, ich weiß. Aber das hier geht nicht den Betrieb an, sondern uns. Die Familie Watson direkt. Und da hast du auf einmal keine Meinung mehr, Celia?«
»Doch, die habe ich.«
Gerald Watson holte tief Luft. »Dann raus damit. Sag es jetzt in dieser Sekunde. Ich will etwas hören.«
»Bitte.« Celia legte ihre Hände auf die Sessellehnen. »Für mich kam das nicht überraschend.«
»Wieso?«
»Du kennst die Geschichte auch. Auf unserer Familie liegt ein Fluch. Deine Ahnherren hätten nicht so reagieren sollen. Man hat Rache geschworen. Man mordet nicht so ohne weiteres…«
»Das sind alles Legenden.«
»Der Rabe auch?«
»Nein.«
»Und er hat unseren Sohn angegriffen, Gerald. Deinen Erben, auf den du so stolz gewesen bist. Es war erst der Anfang, und es wird weitergehen, da bin ich mir sicher.«
»Douglas ist auch dein Sohn.«
»Das weiß ich.«
»Dann würde ich an deiner Stelle nicht so dumm reden. Du mußt dir auch Sorgen machen.«
»Glaubst du denn, ich würde darüber lachen?«
Gerald Watson grinste scharf. »Beinahe habe ich das Gefühl, daß dich das alles kaltläßt.«
Celia schüttelte den Kopf. Sie wirkte dabei so überheblich, daß Gerald schon fast wieder aus der Haut fuhr. »Du kennst mich eben nicht, mein Lieber. Du hast nie versucht, mich kennenzulernen, das ist es. Deshalb nur denkst du so.«
»Wie soll ich denn denken?«
»Daran, wie man den Spuk vernichten kann.«
Watson breitete die Arme aus. »Das tue ich schon den ganzen Tag über.«
»Ich auch.«

Der Fabrikant war überrascht. Daß seine Frau über die Dinge dieser Art nachdachte, erstaunte ihn sehr. »Hast du denn eine Lösung gefunden?« erkundigte er sich.

Celia gab nur eine kurze Antwort. »Möglich.«

Gerald verdrehte die Augen. »Verdammt noch mal, laß dir nicht jedes Wort aus der Nase ziehen. Was hast du gefunden? An welche Lösung hast du gedacht, Celia?«

Sie richtete ihre dunklen Augen auf ihren Mann. »Wir dürfen den Spuk nicht mehr ignorieren, sondern müssen uns ihm stellen. Hast du gehört? Wir müssen uns ihm stellen.«

»Das weiß ich auch.«

»Dann tu es!« forderte Celia.

Dieser Ton gefiel Gerald nicht. »So kannst du mit mir nicht reden, verdammt. Ich werde es auch tun, aber nach meinen Regeln, und vor allen Dingen ohne deine Vorschriften. Klar?«

»Ich hatte dir nur helfen wollen«, erwiderte sie.

»Du und helfen? Daß ich nicht lache. Du bist ja froh, wenn ich reinfalle. Du gönnst mir diese verfluchte Sache, du gönnst mir jede Niederlage. Du bist eine Schlange, die sich gut verpackt oder versteckt hat. Hinter deinem Marmorgesicht verbirgt sich der Anblick des…«

Celia blieb ruhig. Hochmütig schaute sie ihren Mann an. Ihre glatten Brauen hatten sich um eine Idee nach oben geschoben. »Sag es!« forderte sie ihren Mann auf. »Sprich dich aus, mein Lieber! Ich höre dir genau zu. Sehr genau.«

»Ach, vergiß es.«

»Douglas ist auch *mein* Sohn.«

»Was soll das denn wieder heißen?«

»Nur so«, meinte Celia. »Außerdem bin ich froh, daß auch mein Geld in der Firma steckt, nicht wahr?«

»Auf deine Lösungen verzichte ich!« zischte der Fabrikant. Abrupt drehte er sich um und verließ den Raum. Celia blickte ihm kalt nach. Auf ihrem Gesicht spiegelten sich keinerlei Gefühle wider.

Was nicht da war, konnte sich auch nicht zeigen. Außerdem entstammte die Frau einer Familie, in der es verpönt war, Gefühle zu zeigen. Und daran hatte sie sich bis heute gehalten. Sexuellen Kontakt hatten die beiden schon lange nicht mehr. Eigentlich hielten nur der Sohn und das Geschäft Celia bei ihrem Mann. Es gab einfach zu viele finanzielle Verstrickungen, die beide Menschen miteinander verband.

Gerald Watson hatte den Raum wütend verlassen. Mit forschen Schritten ging er die Treppe hoch, um das Stockwerk zu erreichen, wo der kleine Doug lag. Er wollte noch nach seinem Sohn schauen.

Behutsam öffnete er die Zimmertür. Der Raum, der dem Jungen als Spielzimmer diente, war fast so groß wie die Wohnung eines Normalverdieners. Alles war vorhanden. Spielzeug im Überfluß.

Das Bett stand dem Fenster gegenüber. Es war bunt lackiert worden, und auf einem Stuhl vor dem Bett saß das Kindermädchen.

Helen Murphy zuckte zusammen, als sie die Schritte hörte. Sofort sprang sie auf, drehte sich um und schaute dem Mann entgegen.

Für einen Moment blieb der Fabrikant stehen. Sein Blick glitt über die Gestalt der Kinderschwester. Die Augen zeigten eine solche Arroganz, daß sich Helen in ihrem schlichten blauen Wollkleid wie der letzte Dreck vorkam. Unwillkürlich ballte sie die Hände. Innerlich hatte sie längst mit dieser Familie gebrochen.

»Er schläft jetzt, Mr. Watson«, erklärte sie.

»Das sehe ich.« Watson ging langsam auf das Bett zu. Das Kindermädchen trat einen Schritt zur Seite.

Der Mann schaute auf das verpflasterte Gesicht. Nur eine Lampe brannte. Sie stand etwas entfernt, so, daß ihr Licht nicht unbedingt auf das Gesicht des schlafenden Jungen zu fallen brauchte.

Bis zum Kinn war Doug zugedeckt. Neben ihm lag sein Teddy.

Auch er schaute nur mit dem Kopf unter der Decke hervor. Der Mann starrte auf die Pflaster und schüttelte den Kopf. Wieder drang die Erinnerung in ihm hoch. »Sie tragen die Schuld!« fuhr er das Kindermädchen mit leiser, aber scharfer Stimme an. »Sie allein.«

»Ich… ich konnte nichts machen. Tut mir leid, Sir. Ich habe alles getan, was menschenmöglich war. Wirklich …«

»Das sehe ich«, erwiderte der Mann ätzend. »Ich brauche mir nur sein Gesicht anzuschauen.«

Helen wagte Widerspruch. »Aber Sie hat der Vogel doch auch erwischt, Sir. Sie haben erlebt, wie…«

»Halten Sie den Mund, verdammt! Sie hätten sich vor den Jungen stellen sollen. Das war Ihre Pflicht, Helen. Wofür bezahle ich Sie eigentlich?«

»Sir, Sie bezahlen mich nicht mehr.«

Er drehte langsam den Kopf. »Ach, und wieso nicht?«

»Weil ich den Job hier hinwerfen werde. So einfach ist das. Ich schmeiße ihn hin. Ich werde gehen.«

Der Fabrikant hob die Schultern. »Wie Sie wollen, Helen. Hindern kann ich Sie daran nicht. Aber kommen Sie mir nie mehr an. Haben Sie verstanden? Nie mehr!«

»Das werde ich auch nicht, Sir.«

Für Gerald Watson war die Sache erledigt. Er drehte sich scharf um und ging davon. Helen blieb noch zurück. Sie schaute auf den Jungen und begann zu weinen. Die beiden hatten sich sehr gut verstanden.

Watson hatte das Kindermädchen schon fast vergessen. Für ihn zählten Angestellte kaum. Einen schlimmeren Egoisten als ihn gab es wohl kaum ein zweitesmal auf der Welt. Aufgeregt hatte er sich auch. Er war fürchterlich wütend, als er eines der drei Bäder betrat.

Auch dieser Raum war großzügig eingerichtet. Die Fliesen zeigten eine warme, hellgrüne Farbe. Der Spiegel reichte von einer Wand bis zur anderen.

Davor blieb der Mann stehen. Er sah sein Gesicht und auch die Haut, die ihm unnatürlich grau vorkam. Zudem hatte die Bißwunde auf der Wange schon die gesamte Zeit so seltsam gejuckt.

Das mußte etwas zu bedeuten haben. Er tastete die Wunde ab, bekam das Pflaster zu fassen und wollte plötzlich wissen, wie es darunter aussah und weshalb die Wunde so juckte.

Mit einem Ruck riß er das Pflaster ab. Zunächst entdeckte er nur mehr den dunklen Fleck, bis er genauer hinsah und erkannte, daß sich die Haut genau an der Stelle verfärbt hatte. Sie war dunkler geworden und hatte schon fast eine schwarze Farbe angenommen.

Verfaulte sie?

***

Der kopflose Reiter kam!

Obwohl die Dämmerung inzwischen noch weiter fortgeschritten war, konnte ich gewisse Einzelheiten gut erkennen, denn der Reiter war von einem blassen Schein umgeben, der seine Umrisse haargenau nachzeichnete, so daß er einfach nicht zu übersehen war.

Er befand sich auf der Mitte des Hohlwegs. Rechts und links standen die kahlen Bäume wie unheimliche Wächter aus einem Totenreich. Sie begleiteten ihn auf seinem wahnsinnigen Ritt, der, je näher mir der Reiter kam, an Tempo zunahm.

Er besaß tatsächlich keinen Kopf mehr. Den nämlich hielt er in der rechten Hand. Wie angeschweißt lag er auf dem Handteller. Der rot gefütterte Umhang knatterte im Wind.

Einen Kopf besaß der Reiter nicht, da, wo er eigentlich hingehört hätte.

Dort, wo normalerweise der Kopf saß, hockte der Rabe mit den glühenden Augen. Gewissermaßen neben dem Pferd das zweite Markenzeichen des Reiters ohne Kopf. Und dieser Rabe schien die Funktion des Schädels übernommen zu haben, denn er trieb den Reiter hart an.

Auch das Pferd reagierte so, wie der Kopflose es wollte. Nicht einen Yard wich es von der Strecke ab.

Ohne es eigentlich direkt zugeben zu wollen, war ich auf eine gewisse Weise fasziniert. Ich hatte mich schon zahlreichen Schauergestalten gestellt, bei der Kreuzweg-Legende war es auch ein Reiter gewesen, aber keiner ohne Kopf.[2]

Hinter mir wußte ich meinen Bentley. Ich konnte mich praktisch an sein Heck lehnen, so nahe stand ich bei ihm. Wenn ich die Gestalt treffen wollte, dann mit einem sogenannten Blattschuß, das hatte ich

mir fest vorgenommen.

Den rechten Arm hielt ich ausgestreckt. Mein Schießlehrer hätte an dieser Haltung seine Freude gehabt, denn ich befand mich nicht einmal unter einer Verkrampfung.

Locker ging ich die Sache an.

Der Boden, die Kälte, die Beretta und ich schienen eine festgefrorene Einheit gebildet zu haben, aber mir kam es allein darauf an, daß ich meinen rechten Zeigefinger bewegen konnte, um dem Reiter die Kugel auf den Pelz brennen zu können.

Ob er diesem geweihten Silbergeschoß widerstehen konnte, war mehr als fraglich. Da ich keinen Fehlschuß riskieren wollte, ließ ich ihn näher herankommen. Die Kugel sollte ihn in die Brust treffen.

Das Leuchten war für mich positiv. Ich konnte es gewissermaßen als Zielwasser betrachten, zielte weiterhin wie auf dem Schießstand und schaute über Kimme und Korn.

Die Kälte biß in mein Gesicht. Obwohl der Reiter schnell ritt, hatte ich das Gefühl, als würde er nicht so rasch näherkommen, wie ich es mir gedacht hatte.

Gewissermaßen ein Reiter auf der Stelle.

Lange konnte ich nicht mehr warten. Die Kälte biß in mein Gesicht, und sie drang auch durch die Kleidung. Auf der Haut spürte ich sie wie kleine Messerstiche, das Leder meiner dünnen Handschuhe schien durch die niedrigen Temperaturen steif geworden zu sein. Wie auch meine Finger.

Ich gab mir selbst den Befehl, abzudrücken.

Langsam krümmte ich den Finger, erreichte auch den Druckpunkt, und dann passierte etwas, mit dem ich überhaupt nicht gerechnet hatte. Der kopflose Reiter schien einen magischen Instinkt zu besitzen, denn bevor ich den Druckpunkt noch hatte überwinden können, reagierte er auf seine eigene Art und Weise.

Er jagte plötzlich hoch!

Mein Finger zuckte zurück, ich gab der Waffe eine andere Richtung, doch da schwebte der Reiter bereits über den Bäumen, hob die rechte Hand, auf deren Teller der Kopf lag, und aus dem offenen Mund des Schädels drang mir ein mörderisches Triumphgelächter entgegen. Es war gleichzeitig der reine Hohn, den ich zu spüren bekam, denn für einen sicheren Treffer hatte sich die Gestalt schon zu weit entfernt. Auf dem hellen Pferd ritt sie dem Himmel entgegen, als wollte sie zwischen den Wolken verschwinden.

Mein Arm sank nach unten. Der Reiter hatte mich reingelegt und mir klargemacht, daß ich es so einfach mit ihm nicht haben würde.

Er war schlauer, als ich mir vorstellen konnte.

Ich verfolgte ihn mit den Augen. Da das Leuchten ebenfalls nicht mehr zu sehen war, konnte ich seinen weiteren Weg auch nicht mehr

entdecken. Voller Zorn stieß ich die Beretta zurück in die Halfter, drehte mich um und stieg wieder in den Wagen.

Es hatte leicht ausgesehen. Daß dem nicht so war, mußte ich nun erkennen. Dieser Reiter stand mit gefährlichen Mächten in Verbindung. Der Vogel war ebenfalls gefährlich, aber nicht so schlimm wie sein Herr, der Kopflose.

Mir blieb nichts anderes übrig, als meinen Weg fortzusetzen und ohne greifbaren Erfolg einen Besuch bei den Watsons anzutreten.

Bevor ich startete, schaute ich noch nach Suko. Nach wie vor lag er still auf dem Rücksitz. Er sah blaß aus. Als ich seine Haut berührte, spürte ich auch die Kälte. Die Heizung und das Gebläse schaltete ich auf die höchste Stufe, bevor ich startete. Zum Glück kam ich sofort weg. Die Reifen drehten nicht einmal durch, und so rollte ich langsam den Hohlweg hinunter, der irgendwann aufhörte, weil ein anderer Weg nach rechts abzweigte und geradewegs zu dem Haus hinführte, das auch mein Ziel war.

Ich rollte durch einen winterlichen Wald. Auf den Zweigen und Ästen lag eine Schneeschicht. Selbst an den Baumstämmen pappte das Zeug. Helles Eis glitzerte, als bestünde es aus zahlreichen Diamantsplittern.

Der Weg öffnete sich. Ich sah auch die ersten Lichter in der Dunkelheit leuchten.

Ein Haus erschien.

Ein prächtiger Bau, sehr breit, auch verschachtelt. Mit kleinen Vorbauten, runden Ecken oder Einschnitten versehen. Jedenfalls hatte man dort viel Platz.

Daneben sah ich einen modernen Anbau. Wahrscheinlich die große Garage der Familie.

Mein Bentley war das einzige Fahrzeug, das vor dem Haus parkte, als ich den Motor abgestellt hatte.

Ich stieg aus.

Nach der Wärme des Autos traf mich die kalte Luft doppelt so stark. Die Luft klirrte vor Kälte. Wenn ich durch den Mund atmete, kratzte es in meinem Hals, so kalt war es inzwischen geworden.

Zur Tür führte eine Treppe, die ich langsam hochstieg. Man hatte Salz gestreut, dennoch waren die Stufen bei diesen tiefen Temperaturen glatt.

Da hinter einigen Fenstern Licht brannte, konnte ich davon ausgehen, die Familie im Haus zu wissen. Bevor ich klingelte, drehte ich mich noch einmal um.

Ich hatte den Bentley so geparkt, daß er vom Licht einer an der Hauswand befestigten Bogenlaterne erreicht wurde. Da auf der Karosserie eine Eisschicht schimmerte, wirkte der Wagen wertvoll.

Das Gegenteil davon war der Rabe!

Er hockte mitten auf dem Dach, schaute mich aus seinen glühenden

Augen an, hatte den Schnabel geöffnet und ließ ein Krächzen hören, das mir wie ein Lachen vorkam.

Sofort zog ich die Beretta.

Der Vogel besaß die gleiche Schlauheit wie sein Herr, der kopflose Reiter. Er mußte die Bewegung erkannt haben. Bevor ich die Waffe noch in der Hand hielt, breitete er die Flügel aus und stieg in den dunklen Himmel, um meinen Blicken zu entschwinden.

Wieder einmal hatte ich das Nachsehen.

Der Vogel hatte mich nicht aus den Augen gelassen. Dabei war ich sicher, daß es ihm primär nicht um meine Person ging, sondern mehr um die Familie Watson.

Bei ihr wollte ich den Hebel ansetzen.

Ich schellte. Den Ton hörte ich noch als Echo durch das Haus schallen, als mir die Tür bereits geöffnet wurde. Sehr schnell sogar, und schneller war die Revolvermündung, in die ich geradewegs hineinschaute, so daß ich mich gezwungen sah, erst einmal die Arme zu heben…

***

Zwei Sekunden geschah nichts. Auch ich rührte mich nicht und beobachtete nur. Hinter der Mündung sah ich eine Hand, auch den Teil eines Arms und ein Gesicht, das mir irgendwie verschwommen oder breit vorkam. Ich kannte den Mann persönlich nicht, aber ich hatte Sheilas Beschreibungen sehr gut behalten und wußte demnach, mit wem ich es bei diesem Typ zu tun hatte.

Es war Hicky Hancock, Leibwächter des Fabrikbosses. Ein sehr gefährlicher Mann.

Mir blieb zunächst nichts anderes übrig, als stehenzubleiben. Aus dem Haus schlug mir wärmere Luft entgegen. Sie konnte meine innere Kälte jedoch nicht vertreiben, denn ich schaute nicht gern in Waffenmündungen.

Dann hörte ich die leisen, aber sehr deutlich gesprochenen Worte.

»Verschwinde hier!«

Zum Glück hatte der Kerl gesprochen, so konnte er auch von mir eine Antwort bekommen. »Sind Sie Mr. Watson?«

»Nein.«

»Okay, ich möchte aber zu Mr. Watson!«

»Da Sie nicht angemeldet sind und Mr. Watson seine Ruhe haben will, empfängt er niemand.«

»Mich wird er empfangen.«

»Wenn Sie nicht verschwinden«, erklang es hinter der Waffe auf, »schleudere ich sie die Treppe hinab. Dann können Sie meinetwegen neben Ihrem Wagen zu Eis erstarren.«

Mich beeindruckte die Drohung nicht. Sie kam mir sogar sehr

gelegen. »Damit hätten Sie sich des Mordes an einem Scotland-Yard-Beamten schuldig gemacht, Mister.«

Diese Antwort zeigte Wirkung. Der Revolver verschwand zwar nicht, aber der andere senkte ihn, so daß er auf meine Körpermitte zielte und ich auch das Gesicht des Typen sehen konnte.

Ja, es war der Leibwächter. An seinem mir von Sheila beschriebenen Haarschnitt deutlich zu erkennen.

»Ein Bulle?« fragte er lauernd.

»Nein, Polizist.«

»Und?«

»Ich will zu Mr. Watson. Oder wollen Sie, daß ich hier mit einer Streitmacht anrücke, Hancock?«

Er holte tief Luft. In seinen Augen glitzerte es, als wären sie auch mit Eis gefüllt. »Verdammt, woher kennen Sie meinen Namen?«

»Sie sind eben kein Unbekannter«, erwiderte ich gelassen. »Zudem werden Sie mir noch helfen, einen Kollegen ins Haus zu tragen. Er liegt verletzt im Wagen. Seine Verletzung ist zum Teil darauf zurückzuführen, daß wir uns mit Ihrem Arbeitgeber beschäftigen mußten. Also, kommen Sie schon!«

»Moment noch«, sagte er, verschwand und ließ mich auf der Treppe stehen. Die Tür hatte er zugedonnert.

Ich schritt vorsichtig die Stufen hinab.

Hicky Hancock würde wahrscheinlich seinen Arbeitgeber informieren. In der Zwischenzeit konnte ich mich um Suko kümmern.

Ich öffnete den hinteren Wagenschlag und ließ die Decke auf dem Körper meines Freundes liegen. Im Licht der Innenbeleuchtung erkannte ich, daß seine Augen zuckten. Der Inspektor war soeben dabei, wieder aus dem Reich der Bewußtlosigkeit zu erwachen.

Ich wußte nicht, ob er mich hören konnte, trotzdem sprach ich ihn an. »Keine Panik, Junge, wir schaffen dich gleich ins Warme. Da wird es dir besser gehen.«

»John?«

»Ja.«

Ich hatte noch etwas hinzufügen wollen, wurde jedoch abgelenkt, weil ich hinter mir Schritte vernommen hatte. Als ich mich umdrehte, hatte Hancock die Treppe bereits hinter sich gelassen. Mit der Polizei wollte sich wohl niemand von der Familie anlegen.

»Ist er das?« fragte der Leibwächter, als er neben mir stehengeblieben war.

»Natürlich, wer sonst?«

»Dann holen Sie ihn raus.« Jedes seiner Worte ließ mich spüren, wie wenig er mich mochte.

Für einen Moment blieb ich noch stehen und schaute ihn an. Die Spuren des Angriffs waren ihm anzusehen. Er trug sie als Pflaster auf

dem Kopf. Von Sheila wußte ich, daß der Rabe hart zuhacken konnte, davon mußte auch Hancock einiges gespürt haben. Er trug eine schwarze Lederjacke und eine Cordhose. Seine langen Füße steckten indünnen, weichen Schuhen.

Ich zog Suko aus dem Wagen, drückte mit dem Fuß die Tür zu, und Hancock half mir dabei, meinen Freund wenig später die Stufen nach oben zu tragen, ohne daß wir auf dem glatten Untergrund ins Rutschen kamen.

Die Tür hatte Hancock nicht völlig geschlossen. Da er vorging, konnte er sie auch aufdrücken. Starr schaute er mich an. Seine Mundwinkel waren verzogen. Obwohl ich dem Mann nichts getan hatte, wußte ich, daß er mein Feind war.

Wärme empfing uns. Sie durchflutete die große Halle, die hinter der Eingangstür lag. Mit wuchtigen Möbeln war sie ausstaffiert worden. Auch eine Couch stand dort.

Im Kamin brannte ein Feuer. Wir legten Suko auf die Couch, die sich im rechten Winkel zu der nach oben führenden Holztreppe befand, und Hancock verschwand.

»Wo wollen Sie hin?« fragte ich ihn.

»Ich hole jemand von der Familie.«

»Danke.«

Er ging. Ich stellte mich neben Suko, der auf dem Rücken lag und die Augen geöffnet hielt. »Verdammt, John, wo hast du mich hingeschafft?«

»Wir befinden uns im Haus der Watsons.«

»Das ist gut.«

»Und wie fühlst du dich?«

»Beschissen. Ich habe das Gefühl, nur noch aus Kopf und Schmerzen zu bestehen.«

»Das geht vorbei.«

Suko winkte matt ab. »Und was ist mit dem verdammten Reiter? Er ist das letzte in meiner Erinnerung.«

»Ich habe ihn nicht erwischen können. Der Bursche war einfach zu schnell wieder weg.«

»Und der Vogel?«

»Für den gilt das gleiche.«

»Dann mach dich darauf gefaßt, John, daß alles von vorn beginnt. Von mir kannst du im Moment keine große Hilfe erwarten. Dieser Huf hat mich zwar nur gestreift, aber das reichte.«

»Ich weiß, Suko. Du sollst dich auch nur ausruhen. Alles andere ist Nebensache.«

»Danke.«

Von der Treppe her hörte ich Schritte. Ich kniepte meinem Freund zu und drehte mich um.

Es war Mrs. Watson, die die Stufen hinabkam und von mir am Fuß der Treppe erwartet wurde.

Bevor wir zusammentrafen, hatte ich Zeit genug, sie mir anzuschauen. Sie war eine Frau, die eine gewisse Distanz ausstrahlte, gepaart mit einem Hochmut, den man schon als menschenverachtend bezeichnen konnte. Die schmalen Lippen erinnerten an Striche, und auch die Kleidung paßte zu ihr. Beige war die Bluse, braun der lange Kaminrock. Über die Schultern hatte sie sich eine leichte Jacke gehängt.

Vor mir blieb sie stehen. »Sie sind der Polizist?« fragte sie mit leiser Stimme. Auch die Stimme paßte zu ihr, weil sie auf irgendeine Art und Weise scharf klang. So hieß man keinen Gast willkommen.

Ich bekam sofort den richtigen Eindruck davon, wie wenig geduldet ich in diesem Hause war.

Mal sehen.

»Ja.« Ich lächelte. »Mein Name ist John Sinclair. Ich bin Oberinspektor bei Scotland Yard.«

»Kann ich den Ausweis sehen?«

»Gern.« Ich zeigte ihn ihr.

Als wäre seine Hülle mit einem Gift getränkt, so nahm sie ihn mit spitzen Fingern entgegen, schaute darauf, blickte mich an und gab mir den Ausweis wieder zurück.

»Okay?«

»Ja, Mr. Sinclair.« Bei dieser Antwort hatte sie sich gedreht und auf Suko gedeutet. »Wer ist das?«

»Ein Kollege. Man hat ihn bewußtlos geschlagen.«

Für einen Moment krauste sie die Stirn und legte die Fingerspitzen gegeneinander. »Wäre dieser Mann bei einem Arzt nicht besser aufgehoben als bei uns?«

»Da gebe ich Ihnen recht, Mrs. Watson. Nur befindet sich kein Arzt in der Nähe. Meinen Kollegen hat auch nicht irgendwer bewußtlos geschlagen, sondern ein Tier. Genauer gesagt, ein Pferd. Er ist von einem Pferdehuf getroffen worden.«

Während meiner Erklärung hatte ich die Frau sorgfältig beobachtet, aber mir war in ihrem Gesicht nichts aufgefallen. Mit keiner Reaktion gab sie zu erkennen, ob sie Bescheid wußte, überrascht war oder nicht. Sie hatte es gelernt, sich in der Gewalt zu haben.

»Ja, es sind manchmal Reiter unterwegs«, erwiderte sie ausweichend. »Ihr Freund hätte im Wagen bleiben müssen.«

»Es war ein besonderer Reiter«, sagte ich.

»So?«

»Ja, ein Reiter ohne Kopf!«

Ich hatte schnell gesprochen, und diesmal sah ich eine Reaktion bei der Frau. Sie zuckte mit den Augen, schluckte ein paarmal und nickte

dann. »Sie machen einen Scherz, wie?«

»Nein, Mrs. Watson, das ist kein Scherz. Der Reiter ist ebensowenig ein Scherz wie der Rabe, der Ihren Sohn und auch diesen Leibwächter angegriffen hat.«

Jetzt war sie noch überraschter. »Davon wissen Sie?«

»Deshalb sind wir hier.«

Scharf schaute sie mich an. »Wer hat Ihnen von dieser Sache berichtet, Mr. Sinclair?«

»Können Sie sich das nicht vorstellen?«

»Etwa diese Frau?« Ihre Antwort bewies mir, daß Watson seine Gattin eingeweiht hatte.

»Ja, sie war es.«

»Wie kam Sie gerade auf Sie?«

»Die Antwort ist nicht schwer. Ich kenne Mrs. Conolly schon einige Jahre. Sie und ihr Mann sind gute Freunde von mir, wenn Sie verstehen.«

»Ja, ich begreife.«

»Ihr Mann wird Ihnen sicherlich einiges berichtet haben. Er und sein Leibwächter haben sich Mrs. Conolly gegenüber nicht eben als Kavaliere benommen…«

»Hören Sie auf!« unterbrach mich Celia Watson. »Ich kenne die beiden Männer. Sie sind halt so.«

»Nicht jeder läßt sich das gefallen.«

Celia Watson verschränkte die Arme vor der Brust. »Sind Sie eigentlich gekommen, um mir das zu sagen?« fragte sie scharf.

»Wenn ja, dann verlassen Sie bitte das Haus.«

»Das ist nicht der Grund. Ich will den Reiter ohne Kopf! Ich will ihn stellen und ihn vernichten. Zudem scheinen Sie und Ihre Familie mehr über dieses geheimnisvolle Wesen zu wissen, wenn ich mich nicht irre.«

»Das ist eine Unterstellung«, erwiderte sie kalt.

»Sie wissen also nichts?«

»Nein.«

»Helen Murphy denkt anders darüber.«

Ihr Lächeln wurde spöttisch. »Ach, sieh mal an. Helen Murphy kennen Sie auch?«

»Nicht persönlich, ich habe von ihr gehört. Aber ich bin unter anderem gekommen, um mit ihr zu reden.«

Sie wich mir aus. »Wäre es nicht besser, sich zunächst einmal um Ihren Kollegen zu kümmern?«

»Ja, Mrs. Watson, das gebe ich zu. Aber alles der Reihe nach.«

»Laß dich nur nicht aufhalten, John«, meldete sich Suko. »Ich schaffe es schon.«

Mrs. Watson hatte die Worte ebenfalls gehört. Sie hob die Schultern.

»Ich weiß nicht, mit welchem Recht Sie unser Familienleben stören, Mr. Sinclair…«

»Nicht ich störe es, sondern der Reiter ohne Kopf und dessen Begleiter, dieser Rabe.«

»Es war ein wilder Vogel, mehr nicht.«

»Kann ich trotzdem das Kindermädchen sprechen?«

Ihr Blick wurde noch lauernder. »Und wenn ich es Ihnen versage?«

»Müßte ich zu anderen Mitteln greifen. Wenn Sie sich den Ausweis genau durchgelesen haben, wird Ihnen nicht entgangen sein, daß ich mit gewissen Sondervollmachten ausgerüstet bin. Ich weise nicht gern darauf hin, in Ihrem Fall halte ich es aber für besser.«

Dieser Frau konnte man wirklich nur mit knallharten Argumenten kommen.

Eine Weile sprach sie nicht. Dann nickte sie und wandte sich ab.

»Ich werde nach Helen klingeln.«

»Ja, tun Sie das.«

Mrs. Watson schritt auf eine getäfelte Stelle an der Wand zu. Dort drückte sie einen Knopf.

Wir warteten. Mrs. Watson sah so aus, als wollte sie vorerst kein Wort mit mir sprechen. Sie bot mir auch keinen Platz an, so daß ich stehenblieb.

Lange brauchte ich nicht zu warten, denn auf der Treppe vernahm ich Schritte. Eine Frau geht leichtfüßiger als ein Mann. Die Schritte, die wir vernahmen, hörten sich schwer an. Dennoch war es eine Frau. Ich drehte den Kopf und sah das blonde junge Mädchen.

Es trug zwei Koffer und hatte seinen Wintermantel schon übergestreift. Helen wirkte so, als hätte sie für sich persönlich aus den Vorgängen die Konsequenzen gezogen.

Auch Celia Watson zeigte sich überrascht, kommentierte den Vorgang nicht und mischte sich auch nicht ein, als Helen Murphy vor mir stehenblieb und die Koffer abstellte.

»Sie wollen weg?« fragte ich.

»Ja, ich habe die Konsequenzen gezogen.« Erst jetzt fiel ihr auf, daß sie einem Fremden geantwortet hatte, trat zurück und schaute mich mißtrauisch an.

Meine nächsten Worte beruhigten sie. Ich berichtete ihr von Sheila Conolly.

»Dann sind Sie der Freund, von dem sie gesprochen hat.«

»Der bin ich. Mein Name ist John Sinclair.«

Jetzt lächelte sie. »Mich werden Sie kaum noch fragen können, denn ich werde gehen.«

»Wieso?«

Ihr Lachen hallte durch den Raum. »Wenn Sie einmal drei Tage hier nur gelebt haben, würden sie mich verstehen. Die Bewohner dieses

Hauses sind keine Menschen, sondern Maschinen, die nur menschenverachtend reagieren. Douglas bildet die einzige Ausnahme.«

»Mäßigen Sie sich!« Celia Watson hatte die Worte gesprochen.

Hart schaute sie Helen an. Wenn Blicke töten könnten, wäre Helen jetzt zusammengebrochen.

»Nein, Mrs. Watson, ich mäßige mich nicht. Ich sage endlich einmal die Wahrheit. Ich bin nur geblieben, weil ich Ihren Sohn gut leiden mochte. Und ich bedaure, daß er mit solchen Eltern aufwachsen muß. Das hatte ich Ihnen einmal sagen müssen.«

»Gehen Sie!« verlangte die Frau. Sie deutete starr in Richtung Tür.

»Ich will Sie hier nicht mehr sehen.«

»Keine Sorge, ich verschwinde.« Helen griff nach den Koffern, dagegen hatte ich etwas.

Ich hielt ihre Gelenke fest. »Moment noch, Helen. Sie werden bleiben.«

Unsicher schaute sie mich an. Die Mundwinkel zuckten, und wir hörten beide Celia Watsons Stimme. »Haben Sie hier zu bestimmen, Mr. Sinclair, oder ich?«

Ich nickte ihr zu. »Sie natürlich, Mrs. Watson. Es sind jedoch Dinge eingetreten, die mich einfach so handeln lassen müssen. Helen Murphy kann gehen, aber erst, wenn ich es bestimme. In diesem Fall richten Sie sich nach mir.«

»Trotz Ihres Ausweises kann ich Sie entfernen lassen. Und das werde ich auch. Was meinen Sie, wie sich unser Diener…«

»Bleiben Sie mir doch mit Hancock vom Hals. Auch er wird mich nicht überzeugen können. Oder wollen Sie die Gewalt wirklich? Ich an Ihrer Stelle würde mir das überlegen. Der Reiter kann Sie schon arg genug in die Klemme bringen…«

»Es gibt keinen Reiter!« behauptete sie.

»Helen?«

»Sie lügt!« erwiderte das Kindermädchen. »Es gibt ihn sehr wohl. Ich habe ihn in der Nacht gehört. Nur will diese Familie es nicht wahrhaben, weil sie sich irgendwie schuldig fühlt.«

»Da sehen Sie es.«

Celia Watson kam zwei Schritte vor. Ihr Gesicht zeigte einen wütenden Ausdruck. Es wirkte dabei wie ein verkniffenes Stück Stoff.

»Sie werden Ihre Zunge hüten, Helen, haben Sie verstanden? Ihre Zunge. Noch befinden Sie sich in meinem Haus…«

»Sie wird uns die Wahrheit sagen«, unterbrach ich die Frau scharf. »Bitte, Helen.«

»Ja, Mr. Sinclair, ich sage Ihnen die Wahrheit. Dieses Haus ist verflucht. In den Mauern wohnt das Böse. Jemand hat früher eine schwere Schuld auf sich geladen, und das müssen wir alle büßen. Ich hörte mehr als einmal in der Nacht das Klappern der Hufe. Es klang so

hohl, und es drang auch zu meinem Fenster hoch. Als ich nachschaute, sah ich immer den Schatten eines Reiters. Einige Male habe ich die Watsons darauf angesprochen, aber sie stritten es immer ab. Sie wollten damit einfach nichts zu tun haben. Der Reiter war für sie nicht existent. Es sollte ihn nicht geben.« Helen wies mit dem Finger auf Celia Watson. »Ein jeder in dieser Familie trägt hier die Schuld. Außer Doug, aber auch ihn hat der Fluch getroffen. Ich weiß nicht genau, worum es ging, aber die Gefahr ist da. Ich habe sie selbst erlebt, und es war einfach schrecklich. Dieser Vogel hat selbst vor einem Kind nicht gestoppt. Die Familie trägt daran die Schuld, nur sie!«

Es waren harte Worte, und sie sprudelten einfach aus dem Mädchen hervor. Helen konnte nicht mehr an sich halten. Was sich die lange Zeit über angestaut hatte, mußte raus. Hochrot war ihr Gesicht geworden, die Lippen zitterten, dann wandte sie sich ab, senkte den Kopf und begann zu weinen.

Ich schritt auf Celia Watson zu. »Sie haben gehört, was Helen sagte. Jetzt will ich von Ihnen die Wahrheit wissen, und nichts als die Wahrheit. Der Reiter ist gefährlich und gnadenlos. Hier geht es um Menschenleben, Mrs. Watson. Sie können sich nicht sperren. Es sei denn, es macht Ihnen nichts aus, sich am Tod zahlreicher Menschen schuldig zu machen.«

»Es gibt nichts, das ich Ihnen zu sagen hätte, Sinclair.« Sie blieb verbohrt.

Unsere Blicke trafen sich. Abweisend waren ihre Augen. Aus den Pupillen schien jegliches Leben gewichen zu sein.

»Sie wollen es tatsächlich darauf ankommen lassen?« fragte ich leise. »Denken Sie überhaupt nicht an Ihren Sohn, der ja schon angegriffen worden ist?«

»Doch, daran denke ich. Ferner weiß ich, daß Ihre Anschuldigungen haltlos sind. Auch das Kindermädchen hat mich nicht überzeugen können. Helen redet ebenfalls Unsinn.«

Ich hob die Schultern. »Wenn Sie das so sagen, dürfen Sie sich nicht wundern, wenn der Reiter versucht, Ihre Familie zu zerstören. Und er nimmt auch keine Rücksicht auf Ihren Sohn. Das wollte ich Ihnen sagen. Jetzt werde ich mit Ihrem Mann reden.«

»Der wird Sie nicht empfangen.«

»Hat er ein schlechtes Gewissen?«

»Nein, aber er läßt sich niemals mit Leuten ein, die unangemeldet sind. Da könnte jeder kommen.«

Diese Frau erteilte mir eine Abfuhr nach der anderen. Helen mischte sich ein. Sie kam auf uns zu. Dabei schüttelte sie den Kopf und hielt den Blick auf Celia Watson gerichtet. »Haben Sie eigentlich kein Herz in der Brust, Mrs. Watson? Sitzt dort, wo andere ein Herz haben, nur ein Stein bei Ihnen?«

»Kommen Sie mir nicht mit irgendwelchen Sprüchen oder Märchen daher. Verschwinden Sie!«

Helen achtete nicht darauf. »Mr. Sinclair«, wandte sie sich an mich. »Ich weiß, wo Mr. Watson steckt. Ich werde Sie zu ihm bringen, vielleicht zeigt er sich einsichtiger, obwohl ich daran nicht glauben will.«

»Das wirst du sein lassen, verdammte Schlampe.« Plötzlich verlor Celia Watson die Beherrschung. Sie hob sogar den Arm, und Helen Murphy verstand die Geste.

»Ja«, sagte sie, »schlagen Sie mich ruhig. Das hat Ihr Mann auch schon getan. Wer in einer so degenerierten Familie lebt wie Sie, kann wohl nicht anders…«

Ihr Arm sank nach unten. Celia Watson zuckte zusammen wie wir, denn Helen und ich hatten ebenfalls den gellenden Schrei vernommen.

Er war furchtbar. Aus den oberen Etagen hallte er über die Treppe zu uns herab.

Dann hörten wir das Poltern.

Ich bewegte mich als erster, rannte auf die Treppe zu, wollte sie hinauflaufen und blieb stehen.

Jemand kam.

Er ging nicht, er torkelte. Ich erinnerte mich wieder an Sheilas Beschreibung. Der Mann, der mir von oben entgegentorkelte, war kein anderer als Gerald Watson.

Noch hielt er sich auf den Beinen, wobei er sich allerdings am Geländer festhalten mußte, sonst wäre er über seine eigenen Beine gestolpert und in die Tiefe gefallen.

Ich hatte eigentlich damit gerechnet, daß er sich halten würde, doch vier Stufen von mir knickten seine Beine weg. Er fiel mir entgegen, ich sah sein Gesicht und auch den großen schwarzen Flecken an der Wange.

Dann fiel er mir in die Arme. Sofort trat ich zurück, und ebenso schnell war Celia Watson da. »Lassen Sie ihn, lassen Sie ihn!« kreischte sie.

Ich ließ den Mann zu Boden gleiten. Neben der Treppe blieb er liegen. Seine Frau beugte sich über ihn und fuhr plötzlich mit einem Schrei zurück.

Ihr Mann hatte die rechte Hand gehoben und dorthin gefaßt, wo sich der dunkle Fleck befand. Es hatte so ausgesehen, als wollte er sich ein Pflaster abreißen.

Es war kein Pflaster, sondern etwas anderes.

Seine eigene Haut!

***

Mit zwei Fingern hatte er sie abgerissen, und er hielt den Fetzen noch

zwischen Daumen und Zeigefinger fest. Aus seinem offenen Mund drangen Schreie, die allerdings mehr erstickt klingenden Lauten glichen. Ich schaute dorthin, wo die Haut einmal gesessen hatte. Blut erkannte ich nicht. Auch keine Adern oder Sehnen, sondern nur mehr eine schwarze Fläche, die wie eingebrannt wirkte und dabei tiefer in den Kopf hineinstach.

Celia Watson hatte sich um ihren Mann kümmern wollen und sich auch schon gebückt. Nun aber schnellte sie hoch, ihr Gesicht zeigteplötzlich Ekel, sie streckte die Arme abwehrend aus und ging Schritt für Schritt zurück, bis sie nahe des Kamins stehenblieb.

Ich kümmerte mich um Watson.

Er lebte, schien aber schrecklich zu leiden. Seine Verletzung war einzig und allein eine Folge des Schnabelhiebs, der ihn getroffen hatte.

Für mich auch ein Beweis, daß der unheimliche Rabe mit übernatürlichen Kräften ausgestattet sein mußte, denn ein normaler Hieb mit dem Schnabel hinterließ nicht Wunden solcher Art. Da steckte schon wesentlich mehr dahinter.

Ich hörte, wie sich Helen und Mrs. Watson im Hintergrund unterhielten. Ihre Worte verstand ich nicht, denn ich hatte andere Sorgen. Die Wunde war ziemlich groß, sicherlich größer als die, die der Schnabelhieb hinterlassen hatte. Demnach konnte ich davon ausgehen, daß sich ein Treffer dieser Art ausbreitete und nicht allein auf einen Punkt beschränkt blieb. Das bereitete mir große Sorgen, weil ich um den Menschen fürchtete. Wahrscheinlich würde diese Verletzung den gesamten Kopf erfassen und zerstören, falls es mir nicht gelang, sie vorher zu stoppen.

Gerald Watson konnte nicht ruhig liegenbleiben. Er wollte sich von einer Seite auf die andere werfen, und nur durch den Druck meiner Hände blieb er in der rückwärtigen Lage.

»Können Sie reden?« fuhr ich ihn an.

Er schaute mich an. Wasser schimmerte in seinen Augen. Ich wußte nicht einmal, ob er mich bewußt wahrnahm. Dennoch formulierte er einige Worte. »Was wollen Sie wissen?«

»Wie ist es dazu gekommen? Sagen Sie es mir!«

»Der Vogel, der verdammte Rabe!« ächzte er. »Dieses Tier ist schuld. Es gehört dem Teufel, es ist selbst höllisch und grausam. Ich… ich … konnte mich nicht mehr wehren.«

»Warum?« fragte ich. »Warum hat er das getan?«

»Egal, ich brenne!« Er fing an zu schreien, und ich sah, daß sich der Wundrand verbreitete. Mochte der Mann noch so hart und unmenschlich reagiert haben, er war ein Mensch, und ich mußte einfach versuchen, ihm zu helfen.

Er hatte von einem höllischen Wesen gesprochen. Okay, vielleicht stimmte dies. Möglicherweise standen der Rabe und der kopflose

Reiter mit dem Teufel in Verbindung.
Und gegen den Teufel hatte ich eine Waffe.
»Bleiben Sie jetzt ganz ruhig liegen«, flüsterte ich. »Bewegen Sie sich nicht«, sagte ich, während ich mein Kreuz hervorholte.
Vielleicht war es möglich, den schrecklichen Vorgang des Verwesens zu stoppen.
Ich konnte nicht einmal feststellen, ob er mein Kreuz überhaupt wahrnahm, als ich es in die Nähe seines Gesichts führte. Dabei mußte ich mich selbst überwinden, um es auf die Wunde zu pressen.
Kaum hatte das geweihte Silber Kontakt, trat auch schon die Reaktion ein. Ichvernahm ein zischendes Geräusch, es roch scharf, fast wie nach verbrannter Haut, und der Mann bäumte sich auf, bevor er zusammensackte und ich das Gefühl hatte, einen Toten vor mir liegen zu sehen. Sofort nahm ich das Kreuz weg, tastete nach dem Herzschlag und nahm das leise Pochen wahr.
Gerald Watson war also nicht tot.
Dafür hatte sich seine Gesichtshälfte verändert, und das würde auch so bleiben. In der rechten Wange befand sich eine ovale Öffnung, halb so groß wie eine Hand.
Dieses Andenken würde er bestimmt behalten. Wollte er es wegmachen lassen, mußte er zu einem Meister der plastischen Chirurgie.
Ich stand auf. Die beiden Frauen hatten mich beobachtet, auch jetzt sah ich ihre Blicke auf mich gerichtet.
»Ist er tot?« hauchte Celia Watson.
»Nein, er lebt.«
Mrs. Watson atmete tief ein. Ich sah, wie sie schluckte und auf ihren Mann starrte. Sie hatte die offene Wunde bemerkt!
Wahrscheinlich wartete sie auf eine Erklärung, und die bekam sie von mir. »Ich habe den Prozeß der Verfaulung stoppen können«, erklärte ich ihr. »Um das zu erreichen, mußte ich ein geweihtes Silberkreuz einsetzen. Sie können sich vorstellen, daß die Verletzung Ihres Mannes keine normale war.«
Sie schüttelte den Kopf. »Wie… wie dann?«
Tief holte ich Luft. »Es ist so, Mrs. Watson. Ihr Mann ist von einem Vogel angegriffen worden. Eine an sich normale Sache, doch dieser Vogel stand mit dem Satan im Bunde. Er hat dem Teufel gewissermaßen gedient, ebenso wie der kopflose Reiter auf der Seite des Höllenfürsten Asmodis steht. Das ist mit einer normalen Erklärung nicht getan. Wir haben hier eine furchtbare Magie erlebt, und Sie müssen sich darüber klarwerden, Mrs. Watson, daß es hier nicht mit rechten Dingen zugeht. Begreifen Sie es?«
Die Frau nickte, wobei ich überzeugt war, daß sie überhaupt nichts begriffen hatte.

Trotzdem fuhr ich fort. »Um dieses Grauen stoppen zu können, müssen Sie mir helfen, Mrs. Watson. Geben Sie Ihre Sturheit auf! Die Lösung liegt in der Vergangenheit oder im Stammbaum Ihrer eigenen Familie versteckt. Das ist es.«

»Wieso?«

»Machen Sie den Mund auf! Berichten Sie endlich, was dieser verdammte Reiter mit Ihrer Familie zu tun hat!« Ich faßte sie an der Schulter und schüttelte sie durch.

Die Strickjacke fiel zu Boden, darum kümmerte sich keiner, und Celia Watson wankte zurück. Sie ging mit unsicheren Schritten, dabei zitterten ihre Knie, und es gelang ihr kaum noch, sich auf den Füßen zu halten.

Das merkte auch Helen Murphy. Schnell sprang sie herbei, stützte die Frau und drückte sie in einen Sessel. Als Celia dort Platz genommen hatte, bewegten sich ihre Lippen. Kaum zu hören war der Wunsch nach einem Glas Wasser.

Helen hatte ihn trotzdem verstanden, »Ich gehe schon«, sagte sie und verschwand.

»John!« Sukos Stimme hatte ich vernommen und schaute über den Sessel hinweg und dorthin, wo mein Partner lag. »Was ist?«

»Kommst du allein klar?«

»Natürlich.«

»Wenn nicht, ich helfe dir.«

»Bleib du lieber liegen.«

»Ach, verdammt, mir geht es schon wieder etwas besser. Du kennst mich ja. Wir Chinesen sind zäh…«

»Ich weiß, aber gegen Gehirnerschütterungen seid auch ihr nicht gefeit. Halte dich lieber zurück.«

»Ja, du Kindermädchen.« Ich mußte lächeln, weil Suko so gesprochen hatte. Es war wirklich besser, wenn er liegenblieb.

Helen Murphy kam zurück und brachte das Glas. Sie hatte es nur mehr zur Hälfte gefüllt und reichte es Mrs. Watson. Die umfaßte das Gefäß mit beiden Händen, um es überhaupt halten zu können, und führte es behutsam zu ihren Lippen.

Wir schauten ihr zu, wie sie trank. Plötzlich stieß Helen einen Schrei aus. Nicht allein ich erschrak, auch Celia Watson. Ihr fiel das Glas aus den Händen, blieb auf ihrem Schoß liegen, und die restliche Flüssigkeit saugte der Stoff des Kaminrocks auf.

»Mr. Sinclair!« flüsterte Helen. »Was ist denn?«

»Watson ist doch gebissen worden, nicht wahr?«

»Natürlich.«

»Der Junge auch!« schrie sie. Ich hatte das Gefühl, als würde jemand hinter mir stehen und mir einen Nagel in den Rücken schlagen. Eine heiße Welle zischte von der Schulter bis in den letzten Wirbel und

machte mich steif. Um keinen Zentimeter rührte ich mich und dachte über die Worte nach, während ich Helen anstarrte und sie nickte.

»Habe ich nicht recht?«

»Ja, verdammt, das haben Sie.«

»Und jetzt?« Ich schüttelte die Beklemmung ab wie eine nasse Katze die Wassertropfen. Jetzt ging es um Sekunden. »Wo liegt der Junge? Wo hat er sein Zimmer, Helen?«

»Oben!«

»Im ersten oder…«

»Nein, im ersten Stock. Es ist die vierte Tür auf der rechten Seite.«

»Danke.« Ich war schon unterwegs und hastete die Stufen hoch.

Innerlich war ich auf 200. Wenn Helen recht gehabt hatte und der kleine Doug ebenso reagierte wie sein Vater, konnte er ebenfalls für sein Leben gezeichnet bleiben, oder, was noch schlimmer war, es nicht überlebt haben. Aber daran durfte ich gar nicht denken.

Ich jagte die Treppe hoch, nahm drei Stufen auf einmal und erreichte den Gang, in dem zum Glück das Licht brannte. Rechts befanden sich die Türen. Die letzte sollte es sein.

Die zweite aber wurde aufgestoßen. Plötzlich verließ ein Mann mit einem wahren Panthersatz das Zimmer, prallte gegen die Wand und begann zu schreien.

Ich kannte den Kerl.

Es war Hicky Hancock, der Leibwächter. Und wie schon bei unserer ersten Begegnung hielt er auch jetzt seinen schweren Revolver in der rechten Hand. Allerdings hatte sich auch sein Äußeres geändert. Auf dem Kopf entdeckte ich eine schwarze Beule, die sogar die blonden Haare hochdrückte und so aussah, als würde sie jeden Augenblick platzen.

Auch Hancock mußte starke Schmerzen verspüren. Zudem hatte er die Übersicht verloren, er schlug ein paarmal mit dem Rücken gegen die Wand, sah mich dann, und in seinen Augen glomm so etwas wie Erkennen auf. Dieser Ausdruck vertrieb den schmerzerfüllten, wechselte jedoch sofort wieder und schlug um in Haß.

Er strahlte mir entgegen!

Ich wußte nicht, was in diesen Typ gefahren war, konnte mir jedoch vorstellen, daß er in seinem Wahn mir allein die Schuld an diesen schrecklichen Vorgängen gab und sich jetzt dafür rächen wollte.

Hicky hatte die Waffe.

Und er schoß.

Bevor ich ihn noch daran hindern konnte, hatte er schon abgedrückt, mich aber nicht getroffen, denn Hancock stand wie unter Drogen, so schlimm war der Schmerz. Er hatte die Kontrolle über sich verloren, seine Bewegungsabläufe wurden nicht mehr vom Gehirn gesteuert, aus diesem Grund taumelte er auch so unkontrolliert durch den Gang,

wobei er von einer Wand gegen die andere fiel.

Dabei schoß er.

Das Krachen der Schüsse wollte mir fast das Trommelfell zerreißen. Ich lag längst auf dem Boden und bildete mir sogar ein, daß Pfeifen der Kugeln zu hören.

Ein Geschoß zackte dicht neben meinem Ohr in den Boden und riß dort den Teppich auf. Andere Kugeln hackten in die Decke, lösten Putz, der als Staub nach unten rieselte.

Dann schlug ich zu.

Ich erwischte den Schützen im Liegen, weil er sich zu nahe an mich herangewagt hatte.

Nicht mit einer Kugel, sondern mit bloßen Händen. Zehn Finger krallten sich um seinen Fuß, und dem plötzlichen Ruck hatte er nichts entgegenzusetzen.

Auf einmal lag er schräg in der Luft. Ich kam nicht dazu, ihn aufzufangen, er schlug mit dem Hinterkopf gegen die linke Wand, schrie einmal gellend auf und polterte zu Boden.

Still wurde es.

Nur aus dem Erdgeschoß vernahm ich Geräusche, denn Suko hatte nach mir geschrien. »Ist alles okay, John.«

»Ja, mir ist nichts passiert!«

»Und die Schüsse?«

»Waren harmlos…« Während der Antwort war ich schon auf die Knie gefallen und kümmerte mich um Hicky Hancock. Er lag auf der Seite. Seine Beule auf dem Kopf stach wie ein schwarzes Horn vor, das in dem Augenblick platzte, als ich mein Kreuz hervornehmen wollte.

Hancock schrie nicht einmal, er zuckte nur herum, lag auf dem Rücken, und ich erlebte einen der schlimmsten Augenblicke der letzten Wochen.

Der Mann starb vor meinen Augen. Sein Blick wurde glasig, brach, und ein letztes Seufzen rann aus Hickys Mund. Sicherheitshalber fühlte ich nach seinem Herzschlag.

Da tat sich nichts mehr.

Gerald Watson hatte ich retten können, diesen Mann nicht mehr.

Wahrscheinlich hatte er zuviel abbekommen.

Aus der Kopfwunde rann eine dunkle Flüssigkeit. Es mußte Blut sein, jedoch vom Teufel gezeichnet.

An meiner eigentlichen Aufgabe hatte mich dieser Tote gehindert.

Mit Schrecken dachte ich an das Kind. Es war auch gebissen worden, und wenn ich mir vorstellte, was mit Hancock passiert war, konnte mir um den Kleinen angst und bange werden.

Die vierte Türe auf der rechten Seite, so hatte mir Helen mitgeteilt. Über den Toten mußte ich hinwegspringen und näherte mich mit gewaltigen Sätzen dem Ziel.

Ich rechnete stark damit, daß die Tür nicht verschlossen war und rammte sie auf.

Noch auf der Schwelle blieb ich stehen, weil ich von der Größe des Zimmers überrascht war. Das war schon eine kleine Wohnung.

Mit Spielzeug und hellen Möbeln vollgestopft. Dazwischen stand das bunt lackierte Bett.

In ihm lag der Junge. Der Raum besaß vier große Fenster, das hatte ich noch sehen können, dann erreichte ich das Bett und ließ mich vor ihm auf die Knie fallen.

Doug starrte mich an. Es war ein Blick, der mir weltfremd vorkam, und ich sah auch die knallroten Wangen. An der frischen Luft lag es nicht, sondern am Fieber, das den kleinen Mann durchtoste…

Auch die Pflaster in seinem Gesicht sah ich und die dunklen Ränder, die bereits über dem Pflasterstoff hervorschauten.

Ich hätte heulen können, denn mir wurde bewußt, daß ich vielleicht zu spät gekommen war.

Das erste Pflaster fetzte ich ab, auch das zweite und das dritte.

Dann lag das kleine Gesicht wieder normal vor mir.

Aber was hieß in diesem Fall schon normal? Es war einfach furchtbar, denn an drei Stellen verteilt befanden sich die dunkelgrauen Flecken auf der ansonst rosigen Kinderhaut. Mit den Fingerspitzen fühlte ich darüber. Genau an den Stellen hatte sich die Haut verhärtet, sie war auch wärmer, und darunter tuckerte es, als würde das Blut des Jungen kochen.

Hatte ich noch eine Chance?

Ich hoffte es, obwohl er eigentlich am meisten hätte mitbekommen müssen, doch ein Kind schien stärkere Widerstandskräfte gegen die Schwarze Magie zu besitzen als ein Erwachsener.

Wenn ich hier noch etwas retten wollte, dann wiederum mit dem Kreuz. Ich hatte es in der Tasche verschwinden lassen, holte es sofort hervor und brachte die Waffe in die Nähe des Gesichts.

Meine rechte Hand hatte ich gegen die Wange des Jungen gelegt.

Auch ich zitterte innerlich und hoffte stark, daß mir ein Erfolgbeschieden war.

Behutsam legte ich das geweihte Metall gegen die linke Wange des Jungen.

Hatte Doug bisher die Augen halb geschlossen gehabt und mich staunend angeschaut, so riß er sie jetzt weit auf, und dies zusammen mit seinem Mund, aus dem jedoch nicht ein Laut drang, so daß hier der Vergleich mit einem stummen Schrei durchaus angebracht war.

Starr blieb er liegen, ich vernahm auch kein Zischen, aber seine Gesichtshaut veränderte sich. Die Stellen, die von den Schnabelhieben des Raben getroffen worden waren, wuchsen und zogen sich zusammen, so daß sie auf die Größe eines normalen Leberflecks

zusammenschrumpfte.
Und der Junge atmete.
Wenn auch nicht langsam oder gleichmäßig, aber ich erkannte die Bewegungen.
Und das war gut so.
Mir fiel ein Stein vom Herzen. Ich sackte zwar nicht gerade zusammen, war aber für den Moment erleichtert und schaute mein Kreuz mit einem dankbaren Blick an.
Der Teufel oder wer immer hinter dieser Magie steckte, hatte es sich zu einfach vorgestellt. Kinder sind die unschuldigsten Wesen, die es gibt. Sie stehen unter dem Schutz einer höheren Macht. Das hatte mir die Reaktion des kleinen Douglas Watson wieder einmal bewiesen.
Und ich war froh. Zum erstenmal konnte ich befreit lächeln. Demnach hatte auch dieser Fall etwas Positives an sich.
Drei Personen waren angegriffen worden. Zwei davon hatte ich retten können, wobei ich mich fragte, was ich mit dem Jungen tun sollte? Ihn in seinem Zimmer ohne Bewachung liegenlassen?
Nein, das erschien mir zu riskant. Der Rabe und der Reiter konnten zurückkehren und ihre Rache vollenden, da wollte ich Douglas lieber in Sicherheit wissen.
Was war in diesem Haus sicher?
Ich wußte es nicht, aber Helen würde mir Auskunft geben können, deshalb mußte sie herkommen.
Ich drehte mich um. Es war wirklich Zufall und nicht gewollt, daß mein Blick dabei auch die vier Fenster streifte. Zudem waren sie so angelegt, daß ich sie einfach sehen mußte.
Ein Fenster zerplatzte.
Es war die Scheibe in der Mitte. Sie wurde auf gestoßen. Scherben flogen in den Raum hinein, das interessierte mich nicht, ich sah vielmehr das Geschöpf, das inmitten der Scherben in das Kinderzimmer hineinflatterte.
Es war der Rabe mit den roten Augen!

***

Natürlich hatte Suko starke Schmerzen, auch wenn ihn der Tritt nur gestreift hatte. Und natürlich war es einem Mann wie ihm zuwider, einfach nur auf der Couch zu liegen und zuschauen zu müssen, daß andere die Aktivität übernehmen.
So etwas paßte ihm überhaupt nicht.
Es klappte nicht. Nach dem Auftauchen aus der Bewußtlosigkeit waren die Schmerzen da, und er hatte das Gefühl, als wäre der Kopf um mehr als das Dreifache gewachsen.
Es war für den Inspektor am besten, wenn er auf der Couch liegenblieb und seine Ruhe hatte.

Im Laufe der Zeit merkte er, daß es ihm wieder besserging.

Hatten ihn zuvor sogar die gesprochenen Worte gestört, so stellte er jetzt fest, daß er sich auf die einzelnen Fragen und Antworten der Akteure konzentrierte und sogar gespannt darauf war, was alles gesagt wurde.

Suko erlebte auch diesen grausamen kalten Horror mit, der alle überkommen hatte, als der Herr des Hauses die Treppe hinuntergefallen war. John hatte die Lage entschärfen können, Suko auch beruhigt, und während der Schüsse war er wieder wach geworden und hatte sich aufgesetzt.

Es ging alles gut, und auch Suko fühlte sich besser. Man konnte ihn nicht mit einem normalen Europäer vergleichen. Der Chinese hatte eine harte Ausbildung genossen. Dazu gehörte auch die körperliche Selbstkontrolle und das Unterdrücken starker Gefühle und Schmerzen.

Er wollte nicht eingreifen, aber er hatte genau gehört, wie verlegen sein Freund John Sinclair um eine Erklärung dieser grauenhaften Vorfälle gewesen war.

Celia Watson hatte sich dazu nicht bereit erklärt. Nach den letzten Vorgängen mußte sie einfach weichgekocht sein, so abgebrüht konnte man nicht handeln.

»Mrs. Watson!«

Als sie von Suko angesprochen wurde, zuckte Celia zusammen.

Sie drehte langsam den Kopf.

»Wollen Sie mir nicht etwas sagen?«

Celia hob die Schultern. »Ich wüßte nicht, was ich Ihnen zu sagen hätte, Mister.«

»Vielleicht wollen Sie mir den Grund dafür erklären, weshalb der Reiter und der Rabe erschienen sind.«

»Es gibt keinen.«

»Doch, es gibt ihn«, mischte sich Helen Murphy ein. Sie stand dicht vor ihrer Arbeitgeberin und schaute auf sie herab. »Es gibt einen Grund, und den werden Sie jetzt nennen, verdammt noch mal. Reicht Ihnen nicht, was geschehen ist? Wollen Sie noch mehr Unglück?«

Diese eindringlich gesprochenen Worte hatten ihre Wirkung auch bei Celia Watson nicht verfehlt. Sie hob die Schultern und senkte den Kopf. Ein Zeichen, daß sie aufgegeben hatte und endlich das sagen wollte, was zu sagen war.

»Wir warten«, meldete sich Suko.

Die Frau klappte den Deckel einer silbernen Zigarettendose hoch und entnahm ein Stäbchen. Mit einem Tischfeuerzeug zündete sie es an, blies den Rauch gegen die Decke und sagte den ersten Satz.

»Eigentlich habe ich damit nichts zu tun.«

»Aber Sie sind auch betroffen«, sagte Helen.

»Selbstverständlich, ich habe ihn schließlich geheiratet. Ich kam in

die Familie und brachte noch Geld mit.«

»Was ist mit dem Reiter?« unterbrach Suko die Frau.

»Er gehörte auf die Seite meines Mannes. Die Watsons haben ihr Vermögen vor mehr als zweihundert Jahren gemacht. Das heißt, sie fingen damals als Fischer an, verkauften die Ware nicht, sondern räucherten sie in eigenen Fabriken. Ein Urahn meines Mannes hat sein ganzes Leben lang geschuftet und den Grundstock gelegt. Er besaß zwei Söhne, einer übernahm die Firma, der andere kümmerte sich nur um seine Hobbys. Wie aus der Familiengeschichte hervorgeht, war er ein seltsamer Vogel, der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, Hexen zu jagen. Angeblich war er vom Teufel dazu berufen worden. Das ging einige Zeit gut, doch als er einen Fehlgriff tat, war alles vorbei.«

»Wieso Fehlgriff?« fragte Suko.

Celia Watson begann zu lachen. »Er vergriff sich an seiner eigenen Nichte, ohne es zu ahnen. Als er es merkte, war das Mädchen schon tot. Er hatte es gefoltert. Sein Bruder, er hieß Edward Watson, blies nun zur großen Jagd. Er wollte seine Tochter rächen. Der Hexen-Jäger, der immer in einem schwarzen Mantel auftrat und auf den Namen Nathan Watson hörte, versteckte sich zwar, aber nicht gut genug. Häscher fingen ihn und seinen Raben, der ihn stets begleitete. Sie schafften Nathan zu seinem Bruder. Und der war damals schon mächtig. Auf Recht und Gesetz pfiff er, er nahm die Sache selbst in die Hand, errichtete ein Gerüst und rächte sich furchtbar.«

»Köpfte er Nathan?« fragte Suko.

Celia nickte. »Das können Sie wohl sagen«, flüsterte sie. »Edward Watson griff selbst zum Schwert, und er drückte auch den Kopf seines Bruders auf den Richtblock. Dann schlug er zu.«

»Und Nathan hat sich nicht gewehrt?« forschte Suko nach.

»Wie sollte er? Der Mann war gefesselt. Er hat nur die Watsons verflucht, und der Teufel würde ihm beistehen. Irgendwann käme er zurück, als Geist, als Spukgestalt, was weiß ich.«

»Jetzt ist er gekommen«, sagte Suko.

»Sicher, das wußten wir. Auch als der Rabe auftauchte, der damals verschwunden war, wußten wir Bescheid. Angeblich sollte im Körper des Vogels ein Teil des Satans wohnen, aber das ist alles lange her.« Sie schluckte. »Ich frage mich nur, wie so etwas möglich sein kann. Das widerspricht allen Gesetzen…«

»Es sind eben andere Gesetze«, erklärte Suko. »Magische Regeln, schwarzmagische Rituale, in der Hölle geboren, und solche Dinge haben ihre eigenen Richtlinien.«

Celia stand auf. »Sie sagen das so, als würden Sie jeden Tag etwas von dieser Art erleben.«

Suko wollte erst nicken, unterließ es aber. »Das kann schon stimmen«, erwiderte er. »Wir sind nicht von ungefähr hier erschienen,

weil wir einen Job haben, der sich mit diesen Dingen beschäftigt. Wenn sich der Ahnherr Ihres Gatten tatsächlich dem Teufel zugewandt und ihm Seelen zugeführt hat, wird Asmodis ihn nicht vergessen. Der Teufel ist auf eine bestimmte Art und Weise nicht undankbar. Er läßt seinen Dienern freie Hand, sofern es ihm in den Kram paßt.«

»Dann steckt er also dahinter?« fragte Celia flüsternd.

»Sie können davon ausgehen. Der Reiter und der Rabe sind nur seine Werkzeuge. Sie werden die Menschen, deren Seelen der Hölle versprochen sind, zeichnen.«

Celia Watson schluckte. Sie hob die Arme und preßte beide Hände gegen das Gesicht. »Aber… aber was können wir dagegen tun?«

»Sie nichts.«

»Und Sie auch nicht, Mister. Schauen Sie sich mal im Spiegel an. Sie sind verletzt…«

»Ja, ich weiß es. Aber ich vertraue auf meinen Partner. Hoffentlich schafft er es, Ihren Sohn zu retten.«

Als die Rede auf das Kind kam, zuckte Celia Watson zusammen.

»Meine Güte, ich muß nachschauen, ob ihm etwas passiert…«

»Bleiben Sie!« verlangte Suko.

Plötzlich hob Helen die Hand. Durch diese Bewegung brachte sie auch Suko zum Verstummen.

»Was haben Sie?« fragte der Inspektor.

Helens Gesicht war gespannt. Die Schritte setzte sie nur sehr langsam, als würde sie versuchen, in einem Zeitlupentempo zu gehen.

Dabei hatte sich ihr Gesicht verändert. Es war nicht nur bleicher geworden, es hatte auch einen angespannten Ausdruck angenommen, als würde Helen lauschen.

Zur Tür wandte sie sich, erreichte sie aber nicht, sondern blieb in sicherer Entfernung stehen.

»Hört ihr es nicht?« fragte sie.

»Was denn?« Celia hatte mit leicht schrill klingender Stimmenachgefragt.

Helen drehte den Kopf. »Das Geräusch«, erwiderte sie flüsternd.

»Das… das Klappern. Es hört sich an wie Hufgetrappel.« Ihr Blick wurde starr. »Ich glaube, der Reiter kommt …«

***

Die Scherben hatten mich nicht getroffen, und auch der Vogel erwischte mich nicht, denn er war nach seinem wütenden Flug durch das geschlossene Fenster verschwunden. Ich hatte auch nicht so sehr auf ihn achten können, da mich das Klirren des Glases abgelenkt hatte.

Wo steckte der Rabe?

Ich hatte ihn einfliegen und, so glaubte ich, nach links weghuschen

sehen. Als ich in diese Richtung schaute, mußte ich zugeben, daß es dort zahlreiche Verstecke gab, allein bedingt durch den aufgehäuften und hochgetürmten Kram an Spielzeug.

Gitterregale aus rot lackiertem Metall sah ich in einer Ecke stehen.

Die einzelnen Teile waren zu großen Würfeln geformt worden. Sie sahen aus wie das Klettergerüst auf einem Spielplatz. In den Würfeln lagen Spiele, da standen Bauklötze, Stofftiere… Auch auf anderen Regalen wurde Spielzeug aufbewahrt.

Eine auf vier Beinen stehende Platte entdeckte ich ebenfalls. Auf der Platte war eine elektrische Eisenbahn festgeschraubt, und den gleichen Aufbau gab es zusätzlich noch für eine Rennbahn.

Dieser Junge hatte alles. Nur keine Eltern, die sich richtig um ihn kümmerten.

Deshalb war er eigentlich arm.

Das Kind lag ruhig im Bett. Es hatte nicht mitbekommen, welch eine Gefahr in sein Zimmer geflogen war. Vögel sind schnell, sie reagieren oft rascher als Menschen. Das mußte ich berücksichtigen, wollte ich Douglas schützen.

Ich hatte ja noch die Beretta. Wenn der Vogel erschien, mußte es mir einfach gelingen, ihn mit der Kugel zu stoppen, auch wenn dies nicht leicht war. Deshalb wollte ich das Kreuz ablegen, und mit ihm den Jungen schützen.

Kalte Luft wehte in den Raum. Sie vermischte sich mit Dunstschwaden, die sich gebildet hatten und dem Frost keinen Ausweg ließen, so daß er in Bodennähe blieb.

Ich nahm das Kreuz und legte es dem Jungen direkt auf die Brust.

Jetzt fühlte ich mich wohler, und auch der Kleine würde sicherer sein. Ich konnte mich endlich um den Raben kümmern.

Wenn er vom Teufel besessen war, würde er nicht aufgeben. Das sagte mir einfach meine Erfahrung. Mehr als mir lieb war, hatte ich mit diesen gefährlichen Wesen zu tun, sie kämpften bis zuletzt.

Wollten alles oder nichts.

Mit schußbereiter Waffe durchsuchte ich den Raum. Ich fing dort an, wo das meiste Spielzeug stand. Einiges räumte ich zur Seite.

Eine Kiste fiel zu Boden, kippte um, Bauklötze rollten hervor und verteilten sich. Ich schaute hinter den Spielkästen nach, hob Stofftiere hoch und schleuderte sie zur Seite. Dabei entdeckte ich viele Dinge, den Raben leider nicht.

Zwischendurch warf ich immer wieder einen Blick auf den Jungen. Regungslos lag er in seinem Bett und schlief. Ein friedliches Bild, ich hoffte, daß es so bleiben würde.

Nach einer Weile hatte ich alle Regale durchsucht. In den Schränken schaute ich nicht nach, da der Rabe bestimmt nicht durch verschlossene Türen geflogen war.

Wo hielt er sich verborgen?
In der Mitte des sehr großen Raumes blieb ich stehen. Dabei hatte ich das Gefühl, von meinem ungewöhnlichen Gegner beobachtet zu werden. Der Rabe war über jeden meiner Schritte genau informiert.
Er schien mich aus einem sicheren Versteck zu beobachten.
Mein Blick glitt über die Rennbahn. Mehrere Kurven und Steigungen sowie Tribünen und auch ein Rundenzähler waren aufgebaut. Die bunten, kleinen Wagen sahen aus, als wollten sie jeden Augenblick losrasen.
Auch die Eisenbahn interessierte mich. Sie besaß alles, was ein Kinderherz begehrte. Eine Stadt war errichtet worden. Ihre Ausläufer gingen in eine regelrechte Gebirgslandschaft über mit Bergen aus Kunststoff, Tälern und kleinen Dörfern. Oft genug verschwanden die Züge in den Tunnels…
Tunnels?
Plötzlich hatte ich eine Idee. Ich ging auf die Eisenbahn zu, denn die Öffnungen der Tunnels waren unterschiedlich groß. In manche konnte ich nur soeben meine Hand hineinschieben, andere waren da wesentlich höher und auch breiter. Sogar so breit, daß sich ein Rabe darin verstecken konnte.
Ich erreichte die hochstehende Platte mit der Eisenbahn. Aus dem Augenwinkel schielte ich dem Tunnel entgegen. Der Rabe sollte, falls er sich dort versteckt hatte, nur nichts merken.
Vorsichtig ging ich in die Knie. Ich wollte nur einen Blick in den Tunnel werfen, dazu kam es nicht mehr. Der Vogel hatte wohl bemerkt, daß er, wenn er dort blieb, in einer gefährlichen Falle steckte.
Erhandelte sofort.
Ich hörte die Bewegung und das Vorandrängen mehr, als ich es sah, dann wischte der Rabe am anderen Ende des Tunnels nach draußen und stieg blitzschnell hoch.
Als ich in die Höhe schnellte, hörte ich schon das Flattern, sah den Schatten des Vogels und rechnete mit einem heftigen Angriff. Das hatte der Rabe auch vor, nur wollte er nicht mich attackieren, sondern den Jungen.
Er jagte auf den liegenden Jungen zu, um ihm einen Schnabelhieb zu verpassen. Würde das Kreuz ihn abhalten?
Ich hörte sein Krächzen.
Es glich schon einem Schrei. Der Vogel hatte plötzlich Angst, als er die geweihte Waffe so überdeutlich sah. Wild flatterte er in die Höhe. Seine Flügel schlugen unkontrolliert. Ich richtete die Mündung der Beretta auf ihn und sah für einen Moment in seine glühenden Augen.
Ja, das war der Blick des Teufels!
Oft genug hatte ich Asmodis, meinem Erzfeind, gegenübergestanden.

Auch er hatte mich so angeschaut. Es war ein Blick, der das kalte Grauen abstrahlte.

Ich schoß.

Als hätte es der Rabe geahnt, so wischte er zur Seite und jagte der Zimmerdecke entgegen. Meine Kugel fehlte. Irgendwo in der Tür blieb sie stecken.

Dafür lachte der Rabe wieder auf seine so unnachahmliche Art und Weise. Natürlich blieb er nicht lange an dem einen Ort, sofort änderte er seine Flugrichtung und jagte auf das offene Fenster zu, durch das er noch gekommen war.

Ich machte die Bewegung mit. Auf der Stelle drehte ich mich, schoß hinter ihm her und ließ es diesmal nicht bei einem Schuß, sondern feuerte mehrmals hintereinander.

Dreimal drückte ich ab, sah das heftige Flattern der Vogelflügel, auch dunkle Federn zu Boden trudeln, hatte ihn zwar nicht tödlich getroffen, aber irgendwie angekratzt und aus der Kontrolle gebracht. Er flog zwar auf das Fenster zu, war dabei vom Kurs abgekommen und flatterte in einen der Vorhänge hinein. Es waren lange Stoffstreifen, die jedes Fenster einrahmten. Sie reichten von der Decke bis auf den Boden. Warfen zwischendurch lange Falten, und genau in ein Faltental war der Vogel hineingewischt.

Das war kein Beinbruch für ihn, aber er hatte momentan die Übersicht verloren, das kostete ihn Zeit und gab mir die Gelegenheit, näher an den Vogel heranzukommen.

Diese Chance ließ ich mir natürlich nicht entgehen. Mit großen Sätzen überwand ich die uns trennende Distanz und packte mit der linken Hand zu. Den Raben erwischte ich dabei, auch den Stoff, denn in ihm wickelte ich das Tier ein, das sich plötzlich heftig wehrte, mit dem Schnabel zuhacken wollte, wobei der Stoff auch kein Hindernis für ihn darstellte, denn seine Schnabelhiebe durchtrennten ihn.

Zum Glück erwischten sie nicht meine Hand. Ich konnte den Vogel auch nicht mehr länger halten und drückte die Berettamündung gegen seinen Körper.

Die Kugel jagte durch den Stoff und auch in den aufgeplusterten Höllenraben hinein.

Es war ein Zucken, das ihn durchrann. Ich riskierte es und ließ ihn los. Für einen Moment konnte er sich noch halten, vielleicht hatte er sich auch festgekrallt, dann fiel er zwischen den Vorhangspalten nach unten und klatschte dicht vor meinen Füßen auf, wo er liegenblieb und sich nicht mehr rührte.

Mit dem Fuß schob ich ihn so weit zur Seite, daß ich ihn auch sehen konnte.

Das geweihte Geschoß aus der Beretta hatte ihn voll erwischt und zerrissen. Es war durch den Körper geschlagen und steckte sicherlich

jetzt irgendwo in der Wand. Der Rabe selbst mußte vom Teufel geleitet werden, denn ein normaler Vogel wäre nicht vor meinen Augen zu Asche verfallen.

Das war bei ihm der Fall.

Ich konnte zusehen, wie sein schwarzes Gefieder immer grauer und grauer wurde, einen hellen, schneeartigen Schimmer bekam, vom kalten Windzug erfaßt und weggeweht wurde, so daß die Knochen sichtbar wurden. Auch sie besaßen nicht die Härte eines normalen Tieres. Sie waren dünn, weich und konnten dem Druck meines Fußes nicht standhalten, als ich die Sohle auf die Reste preßte.

Der Vogel zerknirschte unter meinem Fuß. Als plattgetretener Staubrest blieb er liegen.

Und noch zwei Reste funkelten zwischen dem Grau der Asche.

Das waren seine beiden Augen. Zwei rote Lichter, die allmählich erloschen. Endlich war der Rabe besiegt.

Ich freute mich darüber, denn im Kampf gegen den kopflosen Reiter hätte er mir große Schwierigkeiten bereiten und mich von der eigentlichen Aufgabe ablenken können.

Vielleicht war es ein Fehler von mir, daß ich schon so weit in die Zukunft hineindachte. Viel näher lag der Junge. Das Fenster konnte ich nicht mehr reparieren. Ich wollte den Jungen nehmen und nach unten bringen, damit er nicht allein in seinem Zimmer und in der Kälte lag.

Einen Blick warf ich trotzdem nach draußen. Den Vorhang hatte ich zur Seite gedrückt, beugte mich aus dem Fenster und schaute nach unten. Meinen Wagen sah ich, auch den Wald, den wir durchfahren hatten. Dunkel und irgendwie tot wirkte er, obwohl auf den Zweigen und Ästen der Bäume der gefrorene Schnee wie eine Schicht lag.

Jegliches Leben war in der beißenden Kälte erstarrt.

Wirklich jegliches Leben?

Nein, ich hörte ein Geräusch.

Es wollte so gar nicht in die lastende Stille hineinpassen, obwohl man es eigentlich als typisch hätte bezeichnen können.

Es waren harte, tackende Laute. Geräusche wie von Pferdhufen.

Da gab es nur einen, der bei dieser mörderischen Kälte unterwegs war.

Der kopflose Reiter!

Jetzt zog ich mich nicht zurück, sondern blieb am Fenster stehen und schaute schräg in die Tiefe, denn der Reiter mußte irgendwann in meinem Blickfeld erscheinen.

Noch klangen die Laute gedämpft. Wahrscheinlich war der Unheimliche noch von den Bäumen gedeckt worden. Da er und sein Rabe in einer gewissen Verbindung miteinander standen, ging ich davon aus, daß er vom Tod des Tieres bereits wußte.

Deshalb war ich gespannt, wie er sich verhalten würde. Es war nicht stockfinster. Der Schnee lag wie eine dicke Schicht auf dem Untergrund. Er gab noch ein gewisses Licht ab, so daß ich außerhalb der Bäume einige helle Inseln entdeckte.

Und auch der Himmel zeigte keine dicke Schwärze. Als weites graues Tuch spannte er sich über den Baumwipfeln. Die Bäume warfen kurze Schatten auf die freien Schneeinseln. Die Schatten schienen ebenso erstarrt zu sein wie die gesamte Umgebung.

Doch einer bewegte sich.

Bestimmt kein Baum, der stand fest in der Erde. Ich behielt den sich bewegenden Schatten im Auge und erkannte, daß er sich dem Haus näherte.

Gleichzeitig war das helle Klappern der Hufe lauter geworden, für mich ein Beweis, daß der Reiter kam.

Ich sah ihn.

Aus dem Schatten wurde die Gestalt des Kopflosen, wie sie auf dem Rücken des hellen Pferdes saß, dem Haus entgegenritt und unter meinem Fenster stoppte.

Ich schaute nach unten, der andere nach oben.

Nur nicht normal, wie man es kennt. Der Kopflose hob den rechten Arm, und wieder sah ich auf seinem Handteller den Schädel liegen. In der klaren Luft erkannte ich sogar die blassen Augen und die wirr abstehenden, weißen Haare.

Wollte er etwas von mir?

Wahrscheinlich, sonst wäre er nicht unter dem Fenster stehengeblieben. Er hob den Kopf noch ein Stück an, damit sich der Blickwinkel verbesserte. Ich stand nicht allzu weit von ihm entfernt, zwar nicht genau im Fensterausschnitt, und doch konnte es mir gelingen, seinen Schädel mit einer Kugel zu treffen.

Genug Munition besaß ich noch, denn ich hatte die Beretta nachgeladen. Weshalb ich es nicht tat, wußte ich selbst nicht. Ich gehorchte meinem Gefühl und wollte zunächst einmal wissen, ob mich der Reiter überhaupt gesehen hatte.

Ja, er hatte es, denn seine Worte, die aus dem Maul des Schädels drangen, waren an mich gerichtet.

»Mörder!« hörte ich eine dumpfe, echoschwingende und hohl klingende Stimme. »Verfluchter Mörder, du. Ich werde mich furchtbar rächen, denn ich sorge dafür, daß dich der Tod nicht mehr aus den Klauen läßt. Du bist verloren, denn du hast es gewagt, meinen Diener zu töten. Dieses Haus und diese Bewohner gehören mir, und wer sich mit ihnen einläßt, ist ebenfalls des Todes…«

Das war deutlich genug. Ich sah keinen Grund mehr, mich zu verstecken und ging einen Schritt zur Seite, so daß sich meine Gestalt direkt innerhalb des Fenstervierecks abhob. Unter meinen Sohlen

knirschten die Glassplitter, wenn ich sie noch weiter zertrat, und unsere Blicke trafen sich.

Ich schaute auf den Kopf. Bei der ersten Begegnung hatte ich das schwache Leuchten gesehen, das die Gestalt umgeben hatte. Dieser geisterhafte Schein war nach wie vor da, so daß ich die Konturen des unheimlichen Reiters sehr deutlich ausmachen konnte.

Er wollte den Kampf. Okay, er sollte ihn haben. Ich wollte allerdings nicht, daß er noch mehr Menschen in Gefahr brachte, deshalb drückte ich meinen rechten Arm mit der Beretta nach vorn und dabei schrägüber die Kante des Fensters hinweg.

Ich zielte auf ihn.

Das merkte er.

Ob er aus Angst oder aus Taktik reagierte, war mir nicht bekannt.

Jedenfalls blieb er nicht an seinem Fleck, drückte dem Tier die Hacken oder Sporen gegen die Weichen und ritt an.

Sein Ziel war das Haus.

Nur nicht die Tür.

Bevor ich mich von meiner Überraschung erholt hatte, war der Reiter schon verschwunden.

Er war kurzerhand durch die Hauswand geritten, als wäre sie für ihn überhaupt nicht vorhanden.

Voller Zorn mußte ich zugeben, daß ich die Qualitäten und Fähigkeiten meines Gegners unterschätzt hatte, und ich dachte auch an die unten versammelten Menschen.

Sekunden später vernahm ich schon den ersten Schrei!

***

Selbst Suko, der allerhand erlebt hatte, war von dem Klappern der Hufe überrascht worden. Helen und Mrs. Watson standen wie erstarrt auf der Stelle, der Inspektor dagegen hockte auf der Couch.

Er überwand zuerst die Überraschung und handelte so, wie man es von ihm gewohnt war. Er holte seine Pistole hervor, legte sie neben sich, zog auch die Dämonenpeitsche und schlug einmal einen Kreis über den Boden. Die drei Riemen rutschten hervor.

Jetzt war auch diese Waffe einsatzbereit.

Die beiden Frauen hatten zugeschaut, und ihre Blicke waren verständnislos, aber Suko wollte ihnen auch nichts erklären. Dazu war jetzt nicht die Zeit.

Auch die Peitsche legte er auf die Sitzfläche und wartete ab.

Das Klappern nahm an Lautstärke zu. Ein Zeichen, daß sich der Kopflose dem Haus näherte. Den Geräuschen nach zu urteilen, ritt er nicht auf die Tür zu, sondern nahm Kurs auf eines der Fenster oder die Außenwand.

Suko dachte an John Sinclair. Wie auch die anderen hatte er die

Schüsse gehört. Am Klang hatte er die Beretta erkannt, und er nahm an, daß John gegen den Raben gekämpft und auch gewonnen hatte.

Das Klappern der Hufe verstummte.

Auch die beiden Frauen hatten dies vernommen, und sie atmeten befreit und seufzend auf.

»Er ist aber noch nicht verschwunden.« flüsterte Helen Murphy, wobei sie Suko anblickte.

Der Inspektor nickte. »Nein, wir müssen damit rechnen, daß er einiges vorhat.«

»Wird er in das Haus kommen?«

»Bestimmt.«

»Aber die Tür ist verschlossen«, meldete sich Celia Watson. »Da… da kann er nicht durch.«

Suko lächelte knapp. »Wir werden sehen, Lady!«

Weitere Sekunden vergingen, ohne daß sich etwas tat. Suko wußte, daß er sich bewegen mußte, wenn er gegen den Reiter kämpfte.

Er wollte es jetzt schon probieren und drückte sich in die Höhe. Sofort rasten die Schmerzen durch seinen Kopf, und der Chinese ließ sich rasch zurücksinken.

Es hatte ihn doch härter erwischt, als er zugeben wollte.

»Mörder! Verfluchter Mörder!«

Jeder von ihnen vernahm plötzlich die dumpfe und gefährlich klingende Stimme des Kopflosen, die auch durch die dicken Mauerwände nur schwach gedämpft wurde.

Die drei schauten sich an. Sie wußten nicht, wer von ihnen gemeint war, aber sie erfuhren es sehr schnell, denn der Reiter, der einmal Nathan Watson gewesen war, sprach nicht mit ihnen, sondern mit einer Person im ersten Stock.

Und das war John Sinclair!

Suko und die beiden Frauen erfuhren aus den nächsten Worten des Reiters, daß John Sinclair es tatsächlich geschafft hatte, den Raben zu vernichten.

Und das kreidete ihm der andere an. Er redete von einer Rache, und Sinclair gab keine Antwort.

Für Suko war klar, daß John auf eine günstige Gelegenheit wartete, um den anderen vernichten zu können. So gut kannte der Inspektor seinen Freund inzwischen.

Auch in ihm flammte wieder Hoffnung auf, und er fragte sich, weshalb John noch nicht geschossen hatte.

Eine Antwort bekam er nicht. Dafür vernahmen er und die beiden Frauen wieder das schon bekannte Geräusch.

Hufgeklapper!

Auf der hart gefrorenen Erde kam es ihnen unnatürlich hell und klingend vor, und der Reiter näherte sich dem Haus.

Nicht der Tür!

Einen Herzschlag später sahen sie es genau. Zwischen zwei der hohen Fenster tat sich etwas im Mauerwerk. Es begann zu flimmern und schien auch für einen Moment durchsichtig zu werden oder nicht mehr vorhanden zu sein. Eine Gestalt zeichnete sich dort ab.

Die des Kopflosen!

Und er ritt durch die Mauer.

Weshalb Helen Murphy plötzlich lachte, wußte sie auch nicht zu sagen. Wo gab es das schon, daß einer durch eine Wand oder Mauer reiten konnte? Höchstens im Kino.

Das hier war echt.

Auch Suko zeigte sich überrascht, damit hätte er selbst nicht gerechnet, und er faßte nach seiner Beretta. Den rechten Arm hob er an, zielte genau und richtete die Mündung auf den Reiter, der nicht in das Zimmer kam, sondern in der dicken Mauer eingeschlossen zunächst einmal starr stehenblieb.

Er verbreitete das Grauen.

Ein gespenstischer Spuk, den keiner fassen und erst recht nicht begreifen konnte.

Auch Celia Watson hatte ihn gesehen. Zum erstenmal wohl, denn ihr Gesicht wurde von einem unglaublichen und erschreckten Ausdruckgezeichnet.

»Das«, flüsterte sie, »verdammt, das ist er. Das ist genau der Mann, den ich von Bildern her kenne. Es ist Nathan Watson, der Urahn meines Mannes. O verdammt…«

Nach diesen Worten schüttelte sie den Kopf, wurde noch bleicher und begann zu schreien.

Suko aber schoß.

Er wollte sehen, ob er mit einer geweihten Silberkugel etwasausrichten konnte. Er hatte auf den Körper gezielt, der mit dem des Pferdes verwachsen zu sein schien.

Die Kugel traf auch.

Nur nicht den Reiter, sondern das Mauerwerk, in dem der Kopflose steckte. Sie wurde zu einem Abpraller und sirrte als deformierter Querschläger durch den Raum. Zum Glück traf sie keinen Menschen, sondern hackte in den Boden.

Es wunderte Suko auch, daß sie nicht steckengeblieben war, demnach mußte sich das Mauerwerk durch das Erscheinen des Reiters am Aufschlagpunkt des Geschosses verändert haben.

Kaum war das Echo verhallt, als die drei Personen Schritte vernahmen. Sie hasteten die Treppe hinab, und im nächsten Augenblick sprang ein Mann in den Raum.

***

Das war ich!

Mit einem Blick hatte ich erkannt, was geschehen war. Der Reiter hielt sich nach wie vor innerhalb der Wand auf, er war also noch nicht in den Raum hineingeritten, und ich fragte mich, aus welch einem Grund er das getan hatte.

»Alles okay?«

»Klar«, sagte Suko. »Wenigstens bisher. Nur reagiert unser Freund hier nicht auf Silberkugeln.«

»Das kann sein.«

»Versuch's mal mit dem Kreuz!« schlug Suko vor.

Ich lachte. »Das liegt oben im Zimmer. Ich habe es als Schutz für Douglas zurückgelassen.«

»Auch das noch.«

Für mich war der Dialog beendet, denn ich wollte zu gern wissen, aus welch einem Grund der Reiter sich nicht bewegte und in der Wand blieb. Danach fragte ich Mrs. Watson.

Sie drehte sich zu mir um. Totenbleich war ihr Gesicht, groß die Augen. Dann schüttelte sie als Antwort den Kopf.

Ich schaute wieder auf den Reiter. Er hielt den rechten Arm gesenkt, die Hand ausgestreckt, und auf ihrem Teller lag der Schädel. Ich hatte ja gehört, daß der trotzdem sprechen konnte und wollte von ihm persönlich erfahren, aus Welchem Grund er in der Wand blieb und nicht in das Zimmer ritt.

Auf meine diesbezügliche Frage bekam ich von ihm keine Antwort. Zwar bewegte sich der breite Mund, Worte vernahm ich allerdings nicht.

»Du kannst es ja auch versuchen«, sagte Suko. »Schieß mal auf ihn.«

»Nein, nein.« Ich ging auf meinen Freund zu, ohne den Reiter aus den Augen zu lassen. »Gib du mir lieber deine Peitsche. Da werden wir ja sehen, was sich machen läßt.«

»Okay.«

Ich nahm sie aus Sukos Hand und wandte mich der gespenstischen Erscheinung zu.

Wie ein Denkmal stand sie in der Wand und war vom Mauerwerk völlig eingeschlossen. Nichts rührte sich. Nicht ein Fellhaar des Pferdes zuckte, so daß mir der Verdacht kam, daß der andere auf irgend etwas wartete.

Noch einmal fragte ich. »Weshalb kommst du nicht hervor und stellst dich uns?«

»Weil er Angst hat!«

Ich zuckte wie unter einem Peitschenhieb zusammen, als ich die fremde Stimme vernahm. Keiner von uns hatte gesprochen, und die andere Stimme war dort aufgeklungen, wo sich die Treppe nach oben zog.

Wir drehten uns zu dem Sprecher um.
Ich schnell, die beiden Frauen langsam. Suko konnte hinblicken, ohne seine Haltung zu verändern.
Alle sahen wir ihn.
Es war ein Mann, das konnten wir erkennen. Gleichzeitig jedoch ein Nebelstreif. So etwas nannte man Gespenst!
Der Geist war plötzlich erschienen. Er trug ein Schwert in der Hand, und genau diese Waffe flößte mir einen gewissen Horror ein, denn von der Spitze tropfte Blut und hinterließ auf dem kostbaren Teppich ein makabres Muster.
»Nein! Nein!« Celia Watson stieß die Worte lachend und gleichzeitig weinend hervor. Dabei deutete sie mit dem Zeigefinger auf das weiße Gespenst. »Das ist er. Ja, das ist er. Ich erkenne ihn genau. Das ist sein Bruder. Edward, der Henker…«
Ich begriff überhaupt nichts mehr, aber Suko wußte Bescheid, denn ich sah sein Nicken. Ich wollte bei ihm nachhaken, doch er wies mich schon vorher ab.
»Keine Fragen jetzt, John!«
Okay, wenn er es so wollte, an mir sollte es nicht liegen, deshalb hielt ich den Mund.
»Das ist allein eine Sache zwischen den beiden!« fügte der Inspektor noch hinzu.
Wir würden sehen.
Das Gespenst hieß also Edward, der andere war Nathan. Beide stammten aus der Vergangenheit, hatten auf eine gewisse Art und Weise überlebt und waren zurückgekehrt, um eine eventuell noch bestehende Rechnung zu begleichen.
Edward ging vor. Bei jedem Schritt rann ein Tropfen Blut von der Klinge und zeichnete seinen Weg.
Der Kopflose blieb in der Mauer. Dort wartete er darauf, was der andere unternehmen würde.
Wir waren still. Nur die beiden interessierten jetzt, und der Schwertträger blieb so dicht bei mir stehen, daß ich seinen eisigen Hauch verspürte, als er mich traf.
Das Gespenst kümmerte sich weder um die beiden Frauen noch um Suko oder mich. Sein Augenmerk galt einzig und allein dem unheimlichen Reiter in der Wand.
Im nächsten Moment hörten wir das Gespenst sprechen. Aus dem weißen, flimmernden Kopf drangen die Worte scharf und zischend hervor. Sie richteten sich an den Kopflosen, aber auch jeder von uns konnte sie sehr genau verstehen.
»Ich bin gekommen, um es zu einem Abschluß zu bringen, Nathan. Wir beide sind Mörder. Du hast mehr Schuld auf dich geladen als ich, dennoch konnte ich im Zwischenreich keine Ruhe finden. Es gelang

mir nicht, in die oberen Sphären des Lichtes einzudringen, wo all die sind, deren Materie sich gewandelt hat und die zu Geistern geworden sind. Du hörst, ich habe viel gelernt und mich auch damit abgefunden, als Brudermörder so lange zu existieren, daß ich meine Schuld löschen kann. Du hast mir das Liebste genommen, das ich besaß. Meine eigene Tochter. Du hast sie zu Tode gequält, ich konnte nicht anders, als dich zu töten. Einen Augenblick vor deinem Ende hast du dich mir offenbart. Da ist deine wahre Seele zum Durchbruch gekommen, denn du hast vom Teufel gesprochen. Er gewährte dir Schutz, das erfuhr ich, als ichgestorben war. Ein Höherer hat es mir mitgeteilt. Ich wußte, daß das Grauen noch kein Ende gefunden hatte. Aus diesem Grunde fand ich keine Ruhe, denn ich weiß selbst, daß der Höllenherrscher seine Diener beschützt. Jetzt stehen wir uns wieder gegenüber. Du hast deinen Kopf in die Hand genommen. Damals habe ich ihn dir abgeschlagen, heute aber werde ich ihn zerhacken!«

Ich hatte gespannt zugehört und zum erstenmal einiges über den Hintergrund des Falles erfahren. Wir würden also Zeuge einer alten Rache sein, und ich war gespannt darauf, wie der Kopflose reagierte. Daß er etwas tun mußte, war klar.

Bisher hatte er sich still verhalten. Dies änderte sich auch nicht, als der Bruder Edward seine Rede beendet hatte. Erst als das Gespenst sein Schwert hob, reagierte auch der Kopflose.

Aus dem Mund des Schädels drangen die Worte so laut hervor, daß wir sie alle verstehen konnten.

»Auch ich habe gewußt, daß du noch vorhanden bist, Bruder. Ja, ich habe deine Tochter damals getötet. Sie war eine von vielen. Ich hatte nicht mehr in Erinnerung, wie sie aussah, sonst hätte ich es wahrscheinlich nicht getan, doch ich hielt sie für eine Hexe. Du hast mich gerichtet, der Teufel beschützte mich und gab mir die Kraft, zu überleben. Ich wußte, daß wir uns hier treffen würden, denn auf diesen Zeitpunkt habe ich gewartet. Ich beschleunigte ihn sogar, indem ich meine grausamen Zeichen setzte. Nur einer von uns kann existieren, das werde ich sein…«

Kaum hatte er das letzte Wort gesprochen, als er schon angriff.

Dabei griff er mit der linken Hand zu und zog unter dem Umhang einen Degen hervor.

Wild schwang er die Waffe über seinen Halsstumpf, wo sich die Klinge pfeifend drehte und blitzende Reflexe schuf.

Die Frauen hatten plötzlich Angst, und sie begannen lauthals zu schreien.

»Weg!« rief ich ihnen zu. »Lauft nach oben, sonst seid ihr verloren!« Der Kopflose würde kein Pardon kennen, ich wollte nicht, daß es noch mehr Opfer gab.

Helen Murphy reagierte schneller als Celia Watson. Die Dame des

Hauses wurde von dem Kindermädchen gepackt und zur Treppe gezerrt, die sie hinaufrannten.

Suko und ich blieben.

Und wir erlebten den faszinierenden Kampf zweier Gespenster…

Der Kopflose besaß einen Vorteil. Er hockte auf dem Rücken seines Pferdes und konnte von oben nach unten schlagen, während Edward, sein Bruder, die Schläge parieren mußte.

Edward hielt seine Waffe mit beiden Händen fest. Sie war wesentlich schwerer als der Degen, und schon bei den ersten Hieben stellte ich fest, daß Edward große Mühe haben würde, den Kampf zu gewinnen. Zudem tat Nathan noch etwas anderes.

Von seinem Handteller aus schleuderte er seinen eigenen Schädel indie Höhe, der nicht wieder zu Boden fiel, sondern unter der Decke in der Luft schweben blieb, so daß er von dort aus den Kampf beobachten konnte und auch seine Anweisungen gab.

Ich konzentrierte mich mehr auf den Kopf, während Suko mehr den beiden Gestalten zuschaute.

Es war schaurig. Der Schädel zitterte, sein Mund bewegte sich.

Dumpfe Worte und Anfeuerungsschreie drangen aus ihm hervor.

Sie galten seinem Körper, der entsprechend reagierte. Der linke Arm mit der Klinge bewegte sich blitzschnell, das Gespenst wurde immer mehr in die Defensive getrieben. Was ich nicht für möglich gehalten hatte, trat urplötzlich ein.

Edward wurde getroffen und begann zu bluten!

Es war kaum zu fassen. Hätte ich mit einem Schwert geschlagen, wäre die Klinge durch die weiße Gestalt gezischt, bei den beiden war es etwas anderes. Keiner von ihnen verdiente die Bezeichnung Mensch. Hier kämpfte ein Geist gegen einen lebenden Toten.

Und der Geist befand sich auf der Verliererstraße. Die Säbelspitze war in seinen Körper gedrungen. Wahrscheinlich verspürte er auch Schmerzen, denn seine Bewegungen waren längst nicht mehr so flüssig, und das Blut rann auch weiterhin aus der Wunde.

Bis an die Wand war das Gespenst zurückgewichen und bildete dort eine zitternde weiße Fläche. Es war durchsichtig, aber sogar wir konnten den gequälten Ausdruck in seinem Gesicht erkennen.

Der Reiter lachte.

Vielmehr sein Kopf, der unter der Decke schwebte und alles genau beobachtete. Er wollte es endlich wissen. Die beiden Jahrhunderte waren vergangen, nun mußte eine Entscheidung herbeigeführt werden. Koste es, was es wolle.

Ich schaute auf Suko.

Mein Freund hockte auf der Liege, hatte den Rücken gegen die Lehne gepreßt und den rechten Arm ausgestreckt. Er hielt die Beretta fest und zielte auf den Schädel.

»Nimm du die Peitsche!«

Die Idee meines Freundes war gut.

Silberkugel und Peitsche, das mußte eigentlich klappen.

Noch einmal warf ich einen Blick auf die beiden Kämpfenden. Sie hielten sich in der Nähe des Kamins auf, in dessen Inneren die Flammen ihren zuckenden Tanz vollführten.

Edward, das Gespenst, lag auf dem Boden. Es hatte einen Arm angewinkelt und stützte sich ab, während es den anderen schräg erhoben hatte und es ihm noch gelang, mit der fast waagerecht liegenden Schwertklinge die hämmernden Degenschläge abzuwehren.

Dabei hörten wir keinen Laut. Es war ein stiller Fight, der uns da geboten wurde.

Bei jedem Treffer, den das Schwert mitbekam, sackte es weiter dem Boden zu. Es war bereits abzusehen, wann das Gespenst es nicht mehr halten konnte.

»Jetzt!« Es war Suko, der den Startschuß für unsere Aktion gegeben hatte und auch feuerte.

Ich hörte die Waffe mehrmals krachen, rannte geduckt auf den Reiter zu und schwang dabei die Dämonenpeitsche.

An der Decke zerplatzte der Kopf. Ich sah es, hörte auch das schreckliche Schreien und drosch mit der Peitsche zu.

Die drei aus Dämonenhaut gefertigten Riemen hämmerten in den Rücken des auf seinem Pferd sitzenden Reiters. Es waren unerhört wuchtige Treffer. Die Gestalt wurde zur Seite gerissen, fiel vom Pferderücken, landete auf dem Boden, und gleichzeitig brach auch das Tier zusammen.

Ich sprang zurück, schaute zur Decke und hörte Sukos Lachen.

Die Stelle, wo ich den Schädel gesehen hatte, war leer. Dafür lag direkt unter ihm und auf dem Boden der graue Staub, wie ihn auch der Rabe abgesondert hatte.

Der Torso verging ebenfalls. Unter dem langen Umhang hörte ich es knacken und knirschen. Es rieselte zudem hervor, das Pferd löste sich ebenfalls auf, so daß auch von seinem Körper nur mehr eine aschenartige Masse und Knochensplitter zurückblieben.

Ich wollte nach Edward schauen, ging zu ihm und sah den Blick des Gespenstes auf mich gerichtet.

»Danke, Fremder, danke…« Seine Stimme war nur mehr ein Hauch. »Jetzt endlich habe ich meinen Frieden …« Mehr hörte ich nicht, denn seine Gestalt wurde noch durchsichtiger und war im nächsten Moment verschwunden. Sie hatte sich aufgelöst wie ein Nebelstreif in der Sonne. Jetzt würde Edward Watson endlich den Frieden finden, den er sich so sehr gewünscht hatte …

***

Wir hatten die beiden Frauen geholt. Noch zögernd waren sie nach unten gekommen. Von Helen erfuhr ich die ganze Geschichte der Rache. Danach fragte sie mich, ob sie mit uns fahren könnte. »Im Prinzip ja. Sind Sie hier aber nicht besser aufgehoben?«

»Bei der Familie?« fragte sie bitter. Ich schaute Celia Watson an.

Sie hatte einen Arm ausgestreckt und die Hand auf das Geländer der Treppe gelegt. In den Augen lag das Tränenwasser.

»Es ist Ihre Entscheidung«, sagte ich.

Celia Watson nickte. Sie ging auf Helen zu und legte einen Arm um die Schultern des Kindermädchens. »Bitte, Helen, bleiben Sie! Vergessen Sie die schlimme Zeit. Douglas braucht sie, und auch wir…«

Helen wußte nicht, was sie machen sollte, wandte sich mir zu und sah mein Nicken, denn ich hatte gespürt, daß es Celia Watson ehrlich meinte.

»Also gut, Mrs. Watson, ich bleibe.«

»Danke, Helen…«

Wir waren zufrieden, auch noch später, als wir in meinem Bentley saßen. Suko noch mit starken Kopfschmerzen. Er wollte sich noch von einem Arzt untersuchen lassen.

»Und danach können wir«, sagte er.

»Was?« fragte ich.

»Uns um Jane Collins kümmern.«

Genau das war unser nächstes Problem…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 359 »Meine Henkersmahlzeit«

[2]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 046 »Die Kreuzweg-Legende«